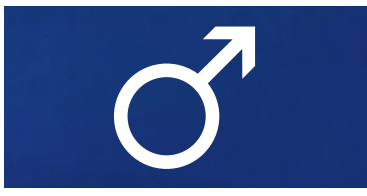


Die Seele des Ostens
Religionssoziologe Detlef
Pollack erklärt die
Wahlerfolge der AfD in
Ostdeutschland. DEBATTE 2

Zeitreise zum Konzil
Der Künstler Yadegar Asisi
eröffnet einen spektaku-
lären Blick auf das Konstan-
zer Konzil. HINTERGRUND 3



Gefühlte Männlichkeit
Männer sind privilegiert
und fühlen sich unter
Druck. Es ist Zeit, darüber
zu reden. DOSSIER 5–8

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirche-
meinde enthält der zweite
Band oder die separate
Gemeindebeilage. BEILAGE

reformiert.

Die evangelisch-
reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 18/Oktober 2026
www.reformiert.info

Post CH AG

Ein Land am Rand des Zusammenbruchs

Entwicklungshilfe Im Südsudan wächst die Not schneller als die Hilfe. Während die UNO Lebensmittel-
rationen kürzen muss, schützen kirchliche Einrichtungen Strassenkinder und bilden Hebammen aus.



Täglich kommen im südsudanesischen Renk rund 1000 Menschen an, die vor dem Krieg im Nachbarland Sudan geflohen sind.

Foto: Getty / Sopa Images

Zurzeit wissen im Südsudan Millio-
nen Menschen nicht, ob sie am näch-
sten Tag zu essen haben. Mehr als
drei Viertel der Bevölkerung leiden
unter akutem Hunger. Hilfswerke
verteilen Lebensmittel, versorgen
Kranke und unterstützen Familien
beim Anbau von Gemüse, doch die
Not wächst schneller als die Hilfe.

Doch 240 000 besonders gefähr-
dete Flüchtlinge könnten im Sep-
tember die letzte Lebensmittelhilfe
erhalten haben. Dem Welternäh-
rungsprogramm der UNO fehlen
wegen rückläufiger Beiträge der Ge-
berländer die finanziellen Mittel.

Die grosse Ohnmacht

«Die Not ist riesig, und wir können
nur wenig dagegen tun», sagt Simon
Ocheti Okay Nyakeir bei einem Be-
such in Zürich im Gespräch mit «re-
formiert.». Der Sozialarbeiter leitet
ein Zentrum für Kinder der Presby-
terianischen Kirche des Südsudans,
das vom Schweizer Hilfswerk Mis-
sion 21 unterstützt wird. Es steht in
Renk nahe der Grenze zum Sudan

und bietet Platz für 56 Buben und
30 Mädchen. Ehemalige Strassen-
kinder finden Zuflucht, Bildung und
psychosoziale Unterstützung.

Renk ist für viele Kriegsflüchtlin-
ge aus dem Sudan eine Durchgangs-
station. Sie benötigen Essen, einen
Schlafplatz und medizinische Hilfe.
«Oft haben sie nichts bei sich», sagt
Nyakeir. «Und wir können ihnen
lediglich das geben, was sie gerade
am dringendsten benötigen.»

Rückkehr der Vertriebenen

Der Krieg im Sudan hat eine para-
doxe Bewegung ausgelöst: Seit 2023
sind über 1,4 Millionen Menschen
in den Südsudan eingereist. Viele
von ihnen waren vor dem Bürger-
krieg, der den Südsudan von 2013
bis 2018 erschütterte, in den Sudan
geflohen. Nun suchen sie Schutz in
der alten Heimat, wo regionale Kon-
flikte, Gewalt und Hunger den All-
tag prägen und viele Menschen wei-
ter in die Nachbarstaaten treiben.

Verschärft wird die Lage durch
den Klimawandel, der sich nun in

der Regenzeit deutlich zeigt: In man-
chen Regionen machen überflutete
Wege die Märkte und Dörfer uner-
reichbar. Andernorts bringt der Re-
gen zu wenig Wasser. Ernten fallen
aus, Vieh verendet, die Lebensmit-
tel werden teurer.

Im Dezember sollen erstmals seit
der Unabhängigkeit 2011 freie Wäh-
len stattfinden. Doch Nyakeir sieht
kaum Hoffnung auf Verbesserung.
«Niemand weiss, ob gewählt wird
und wer überhaupt wählen kann,
weil so viele Menschen nicht in ih-
rem Heimatort sind.» Die internati-
onale Gemeinschaft warnt, dass die
politische Spannungen zunehmen
und in Gewalt kippen könnten.

Gefährdete Mädchen

Besonders verletzlich sind Frauen
und Kinder, vor allem die Mädchen.
Wenn das Geld fehlt, wird oft zuerst
am Essen und an der Schule gespart.
Auf dem Weg zu Wasserstellen oder
beim Brennholzsammeln sind sie
Gewalt und Entführungen ausge-
setzt. Für Schwangere und ihre wer-

«Oft haben die
Flüchtlinge
gar nichts bei sich.
Doch wir kön-
nen ihnen nur das
geben, was sie
am dringendsten
brauchen.»

Simon Ocheti Okay Nyakeir
Leiter Kinderzentrum

Brutaler Machtkampf im Nachbarland

Die Lage im Südsudan ist auch geprägt
vom Krieg im Sudan. Im April 2023
brach dort der Machtkampf zwischen
zwei früheren Verbündeten offen
aus: General Abdel Fattah al-Burhan,
Chef der Armee, gegen Mohamed
Hamdan Dagalo, der die paramilitäri-
schen Rapid Support Forces (RSF)
befiehlt. Seither kämpfen sie um die
Kontrolle des Staats. Die Wurzeln
des Kriegs reichen weiter zurück: Re-
gionen ausserhalb des Zentrums
werden seit Jahrzehnten politisch und
wirtschaftlich benachteiligt. Im Krieg
geht es auch um Gebiete, Handelswe-
ge und Einnahmen aus Goldminen.
Der mit äusserster Brutalität geführte
Krieg zwang Millionen Menschen
zur Flucht, auch in den Südsudan, wo
die Ressourcen bereits knapp sind.
Der Südsudan ist für seine wichtigste
Einnahmequelle zudem auf die Ölpipe-
line zum Hafen Port Sudan angewiesen,
die zeitweise unterbrochen und we-
gen des Kriegs nicht zugänglich war.

denden Kinder wird die Geburt zur
Gefahr, weil Gesundheitsstationen
weit entfernt, überfüllt und schlecht
ausgerüstet sind.

Um schwangeren Frauen zu hel-
fen, bildet die Hebammenschule der
kirchlichen Hilfsorganisation Pres-
byterian Relief and Development
Agency (PRDA) in der Hauptstadt Ju-
ba junge Frauen in Geburtshilfe,
Anatomie, Erster Hilfer, reprodukti-
ver Gesundheit und Impfen aus.
Damit sie danach nicht allein und
unbezahlt in ihre Dörfer zurückkeh-
ren, vermittelt die Schule sie an Spi-
täler und Hilfsorganisationen.

Mission 21 unterstützt die Heb-
ammenschule als einzige Organisa-
tion, ebenso das Kinderzentrum in
Renk. 186 Frauen und ein Mann ha-
ben die Ausbildung abgeschlossen,
71 Frauen und drei Männer sind der-
zeit eingeschrieben.

Neue Perspektiven

«Die Ausbildung kann die Lücken
im Gesundheitswesen nicht schlies-
sen», sagt PRDA-Direktor Tut Mai
Nguoth Bol. Doch sie eröffne Fra-
uen eine Perspektive, stärke ihre ge-
sellschaftliche Position und bringe
Fachwissen dorthin, wo es fehle.

Doch die Arbeit der PRDA wird
schwieriger, weil die Budgets der in-
ternationalen Hilfe schrumpfen. Mit
dem Zahlungsstopp der amerikani-
schen Entwicklungshilfsorganisa-
tion USAID und dem Sparkurs vie-
ler europäischer Staaten verloren
zahlreiche Hilfswerke Einnahmen.

Auch die Schweiz spart bei der
internationalen Zusammenarbeit.
Für den Südsudan sind von 2026 bis
2029 acht Millionen Franken vorge-
sehen, ein Viertel davon für Schwei-
zer Non-Profit-Organisationen. Wie
viel Geld davon allerdings tatsäch-
lich fliesst, wird jedes Jahr wieder
neu entschieden. Anouk Holthuizen

Kirche verliert weniger Mitglieder als zuletzt

Statistik Die Austrittswelle aus der Kirche scheint langsam zu verebben. Letztmals war 2019 das Minus so gering wie im vergangenen Jahr: Es lag bei 28 000 Personen. Laut den Zahlen des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts ist damit in der Schweiz noch rund ein Fünftel der Gesamtbevölkerung in der reformierten Kirche. fmr

Bericht: [reformiert.info/mitgliederzahlen](https://www.reformiert.info/mitgliederzahlen)

25 Jahre nach dem Tag des Schreckens

Erinnerung Mit einer stillen Gedenkfeier gedachte New York der Menschen, die bei den Terroranschlägen auf die Zwillingtürme des World Trade Centers am 11. September 2001 ums Leben gekommen waren. Angehörige verlasen die Namen der fast 3000 Opfer. In einer Schweigeminute wurde auch der vielen Helferinnen und Feuerwehrleute gedacht, die an den Folgen ihres Einsatzes starben. fmr

Interview: [reformiert.info/september](https://www.reformiert.info/september)

Gedenkstätte für Opfer des Nationalsozialismus

Erinnerung Auf der Casinoterrasse in Bern wird die Klagemauer «Unfolded Minute» gebaut und damit an die Opfer des Nationalsozialismus erinnert. Die Künstlerin Rahel Zaugg hat die Gedenkstätte entworfen, Janik Giger wird eine unendliche Melodie komponieren, die am Mahnmahl erklingen wird. fmr

Bericht: [reformiert.info/mahnmahl](https://www.reformiert.info/mahnmahl)

Kirchlicher Filmpreis geht nach Frankreich

Kultur Die kirchliche Filmorganisation Interfilm vergibt am Filmfestival in Venedig einen Preis für den interreligiösen Dialog. In diesem Jahr wurde der französische Film «Un bon petit soldat» ausgezeichnet. Darin erzählt Regisseur Stéphane Brizé von einer Mutter, die sich von ihrem Job bei einer Versicherungsgesellschaft derart vereinnahmen lässt, dass sie mit ihrem Sohn nur noch via Handy kommuniziert. Der Film zeige ein kapitalistisches System, das Inklusion und Menschlichkeit predige, aber Wettbewerb und Profit belohne, so die Jury. fmr

Bericht: [reformiert.info/interfilm](https://www.reformiert.info/interfilm)

Auch das noch

Ein Baseball für ein bisschen Frieden

Vatikan Brian Burch setzt auf die Baseball-Diplomatie, um die Eiszeit zwischen Washington und Rom zu beenden. Der amerikanische Botschafter im Vatikan brachte auf seinem Heimatbesuch vom Papst signierte Baseballs mit. Die USA und der Vatikan sollen wieder zueinanderfinden, «um Weltfrieden und Religionsfreiheit zu fördern», schrieb Burch und publizierte ein Foto von seinem Chef Marco Rubio, der sich offensichtlich über das Mitbringsel freute. Eine persönliche Widmung von Leo fehlte darauf jedoch. fmr

«Viele fühlen sich als Bürger zweiter Klasse»

Politik In Ostdeutschland ist die rechtspopulistische AfD im Aufwind, in Sachsen-Anhalt könnte sie die nächste Regierung stellen. Religionssoziologe Detlef Pollack über die Gründe und die Konsequenzen für die Kirchen.



Erstmals könnte die AfD auf Länderebene regieren: Wahlsieger Ulrich Siegmund in Sachsen-Anhalt. Foto: Getty Images

Sie sind im ostdeutschen Leipzig aufgewachsen. Wie stark beschäftigt Sie das Wahlergebnis in Sachsen-Anhalt persönlich?

Detlef Pollack: Ich bin schockiert. Das ist auch deshalb so erschütternd, weil die Ostdeutschen nach dem Fall der Mauer 1989 die DDR ja quasi abgewählt haben. In den ersten freien Wahlen stimmten 49 Prozent für die CDU, die versprach, die Wiedervereinigung so schnell wie möglich zu realisieren. Und nun wählt in Sachsen-Anhalt mehr als die Hälfte der Menschen, zählt man zur AfD Teile der Linken und das Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) dazu, die etablierte Ordnung ab. Sie wenden sich damit gegen die alte Bundesrepublik, das Erfolgsmodell der Marktwirtschaft.

Viele deklarieren ihren Wahlentscheid als Protestwahl. Geht es Ostdeutschland so schlecht?

Nein. Dennoch finden viele AfD-Wähler, die sogenannten Altparteien hätten das Land an die Wand gefahren. Dabei ist das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf dort seit der Wende auf das Fünffache gestiegen. Es geht den Menschen objektiv weit besser als vor 35 Jahren. Auch infrastrukturell ist der Osten besser aufgestellt als viele Orte in Westdeutschland. Trotzdem finden viele Einwohner, alles werde schlechter, es könne nur besser werden. Auch die DDR wird idealisiert.

Siegeszug der Extreme

Die AfD hat bei den Landtagswahlen in drei Bundesländern massiv zugelegt. In Sachsen-Anhalt verpasste die dort als gesichert rechtsextrem eingestufte Partei nur knapp die absolute Mehrheit und bemüht sich um die Regierungsbildung. In Mecklenburg-Vorpommern wurde sie stärkste Kraft ohne Machtoption. In Berlin gewann mit der Linken die andere Polpartei klar, die AfD schloss fast zur CDU auf.

Warum klaffen Realität und Wahrnehmung so weit auseinander?

Ich glaube, das ist ein sozialpsychologisches Problem. Auch wenn es den Menschen viel besser geht als vor 30 Jahren, gibt es soziale Ungleichheiten. Das Lohnniveau hat sich zwar stark erhöht im Osten, aber es liegt noch immer etwas unter dem Durchschnitt im Westen. Das eigentliche Problem besteht aber nicht in den sozialen Unterschieden, die relativ gering sind, sondern in dem Gefühl, gegenüber dem Westen benachteiligt zu sein und vom Westen bevormundet zu werden. Viele Ostdeutsche sagen, sie seien Bürger zweiter Klasse.

Einer der Sprüche von Wahlsieger Ulrich Siegmund lautet: «Wir holen unser Land zurück!» Von wem?

Es geht um das Narrativ, dass der Westen den Osten kolonialisiert und Profit aus der Wiedervereinigung gezogen hat. Der AfD-Fraktionschef im Thüringer Landtag, Björn Höcke, bezeichnete die Ostdeutschen einmal als «wahre Deutsche», die Westdeutschen seien amerikanisiert.

Besteht da nicht auch der Wunsch nach dem «starken Deutschland» des Dritten Reichs?

Nein, das hat damit wenig oder gar nichts zu tun. Überhaupt ist es ganz gefährlich, die AfD mit Faschismus zu identifizieren. Zwar gibt es einzelne Leute, die in diese Richtung gehen. Mit ihrem Nationalismus aber wollen sie nicht zurück ins Dritte Reich. Deutschland soll stark sein, vielleicht anderen Nationen überlegen, aber es soll nicht das Deutschland des Nationalsozialismus sein. Vielmehr leiden sie an Deutschland. Das Deutschland mit kaputten Brücken und einer nicht funktionierenden Bahn ist nicht das Deutschland, das die AfD und ihre Wähler vor Augen haben. Sie wollen ein besseres Deutschland.

Und doch kommt einem diese Idee der Überlegenheit bekannt vor.

Wir haben in Deutschland eine Vergangenheit, die in diesem Land den Diskurs völlig zu Recht sehr stark bestimmt. Die AfD hadert mit der historischen Schuld Deutschlands. Aber sie ist keine faschistische Partei. Die Verharmlosung des Nationalsozialismus ist unter den Wäh-



«Die DNA der Ostkirchen lässt sich nicht einfach verändern.»

lern der AfD so gering wie in ganz Deutschland, betrifft nur absolute Minderheiten. Will man die AfD wirksam bekämpfen, muss man ihr die richtigen Vorwürfe machen. Das grösste Problem der AfD ist ihre Unfähigkeit, andere politische Positionen zu tolerieren. Sie ist nicht pluralismusfähig, erkennt weder andere Parteien noch andere Meinungen an und erklärt: «Nur wir vertreten den Volkswillen.»

Die Partei will also die Demokratie unterhöheln?

Ja, das kann man sagen. Sie stellt die etablierte Ordnung infrage, will sie delegitimieren, aber mit demokratischen Mitteln, mit der Wahl. Freilich propagiert sie ein bestimmtes

Verständnis der Demokratie, die direkte Demokratie. Die Gefahr ist, dass die AfD die gesamte Politik dominieren und autokratisch in alle Bereiche der Gesellschaft hineinregieren will, ins Rechtssystem, in die Universitäten, die Vereine und kulturellen Einrichtungen, das Schulsystem und auch die Kirchen.

Worauf müssten sich die Kirchen bei einer AfD-Regierung in Sachsen-Anhalt einstellen?

Die AfD hätte die Kirchen ja gern als Partner gehabt, da diese ebenso wie sie traditionelle Werte stärken. Doch die Kirchen haben die AfD wegen ihres völkischen Nationalismus und der Vorstellung, dass Menschen je nach Herkunft unterschiedlich behandelt werden sollen, kritisiert und sich klar abgegrenzt. Die AfD würde nun gern die Staatsleistungen reduzieren oder anders verteilen, so dass auch Freikirchen profitieren.

Gibt es nicht Staatskirchenverträge, die das klar regeln?

Genau das wird das Problem werden. Anders ist das mit Geldern für Projekte, im Bereich der Flüchtlingshilfe oder der Entwicklungshilfe oder der politischen Bildung. Auch Gelder für Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft, wie Schulen oder Akademien, sind gefährdet. Dort kommt der Grossteil des Geldes vom Staat. Hier könnte die AfD ansetzen, weil die Kultur bei den Bundesländern angesiedelt ist.

Auch will sie Kirchensteuern nicht mehr vom Staat einziehen lassen.

Das hätte wohl einen dramatischen Sturz der Mitgliederzahlen zur Folge. Im Osten besteht ohnehin keine starke Kirchenbindung. Müssten sich die Mitglieder noch einmal aktiv für ihre Kirche und den Einzug von Steuern entscheiden, besteht die Gefahr, dass viele das nicht tun.

Sachsen-Anhalt ist schon ein sehr säkulares Bundesland. Wie schwierig wird es, noch Kirche zu sein?

Es wird herausfordernder, insbesondere wegen der Probleme mit der Finanzierung. Die DNA der Ostkirchen lässt sich jedoch nicht einfach verändern. Schon vor 1989 mussten sich die Gemeinden gegen eine repressive Kirchenpolitik behaupten. Sie sind es gewohnt, eine Minderheit zu vertreten. Vielleicht sehen es manche gar als Chance, sich zu profilieren, zu sagen: «Bei uns kann man frei sprechen, wir setzen uns für die Ausgegrenzten ein.»

Die AfD wächst auch in anderen Regionen, und die Polarisierung der Gesellschaft nimmt zu. Wie lässt sich ihr Aufstieg aufhalten?

Die liberalen, demokratischen Parteien sollten sich nicht ständig gegenseitig herabsetzen. Das gilt auch für das Reden über die Verhältnisse in Deutschland, es läuft nicht so schlecht, wie behauptet wird. Dann kommt es darauf an, die AfD dort zu fassen zu bekommen, wo sie unsere Ordnung wirklich verletzt. Und es wäre gut, wenn es mehr glaubwürdige Personen aus dem Osten gäbe, die ihre Ostidentität nicht verstecken und gleichzeitig mässigend wirken. Interview: Cornelia Krause

Detlef Pollack

Der Religionssoziologe ist 1955 in Weimar geboren. Er studierte Theologie in Leipzig, promovierte dort und habilitierte später an der Soziologischen Fakultät in Bielefeld. Er hielt Professuren in Leipzig, Frankfurt an der Oder, Münster und New York.



Das 32 Meter hohe Rundbild wurde auf Polyesterstoff gedruckt und versprüht auch dank der fluoreszierenden Wirkung eine enorme Tiefe.

Fotos: zvg/Panorama Konstanz, unten rechts: Helmuth Scham

Spektakuläre Zeitreise ins Spätmittelalter

Geschichte In Konstanz holt ein neues Panoramabild die Lebenswelt während des Konzils, das von 1414 bis 1418 stattfand, in die Gegenwart. Das Werk verblüfft durch seinen Detailreichtum.

Dreieinhalb Jahre lang war Konstanz der Nabel der christlichen Welt. So lange dauerte das Konzil, das Anfang des 15. Jahrhunderts das grosse abendländische Schisma mit drei verschiedenen Päpsten beendete. Die Stadt am Bodensee war somit Bühne einer der wegweisendsten kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der Geschichte.

In einer Ausstellung wird diese Zeit nun spektakulär in Szene gesetzt: Ein 32 Meter hohes und über 110 Meter langes 360-Grad-Rundbild erhellt die Ereignisse zwischen 1414 und 1418. Der deutsche Künstler Yadegar Asisi und sein Team bedruckten dafür 3500 Quadratmeter Polyesterstoff. Das Panorama öffnete Mitte September in einem Neubau am Stadtrand seine Tore.

Von Sitten und Gebräuchen

Das Rundbild am Bodensee ist Asisis drittes Werk dieser Art, das sich mit der Historie des Christentums befasst. So bettete er in Pforzheim

mit der Installation «Rom 312» bereits Kaiser Konstantins Kreuz-Vision und den Beginn des Aufstiegs des Christentums zur Staatsreligion in seine Arbeit ein. Und in Wittenberg bannte der in der DDR aufgewachsene Sohn iranischer Eltern mit «Luther 1517» die Vita des deutschen Reformators auf Stoff.

Die bis heute aktuelle Frage nach der Verzahnung von religiöser und politischer Macht beschäftigte Asisi schon immer. Nun also widmet er sich dem Konzil von Konstanz.

2018 begannen die Arbeiten. Begleitet wurden sie unter anderem von Fotografen, die in zahlreichen Shootings jede einzelne Szene auf dem Bild mit echten Schauspielerinnen und Schauspielern, Laiendarstellerinnen und Statisten aufnahmen. Natürlich griff Asisi auch auf das Wissen von Historikern und Historikerinnen zurück.

«Wir versuchen immer, so nahe wie möglich an den Erkenntnissen der Wissenschaft zu bleiben», sagt

Asisi beim Pressetermin am Tag vor der Eröffnung des Panoramas. Als Quellenbasis für das Konstanzer Bild dienten hauptsächlich die umfangreichen Aufzeichnungen des Konzil-Zeitgenossen und Konstanzers Ulrich Richental.

Aufwendige Recherchen

Asisis Panorama bildet dabei nicht einfach nur die zentralen und geschichtlich relevantesten Momente der Tagung ab, wie das Eintreffen Kaiser Sigismunds, der Fluchtversuch von Papst Johannes XXIII., die Verbrennung des böhmischen Reformators Jan Hus oder die eigentliche Papstwahl. Die höchst präzisen Beschreibungen Richentals erlauben eine spannende Abbildung von Sitten, Gebräuchen und sozialen Bedingungen im Spätmittelalter.

Das Panorama verdichtet unzählige Aspekte in einem Gesamtwerk. Es gibt nicht einen einzelnen Punkt im Zeitstrahl wieder, sondern viele Momente und Impressionen aus den dreieinhalb Jahren.

Die vielen abgebildeten Alltagsgeschichten verblüffen. Die künstlerische Freiheit ermöglichte ein buntes historisches Spektrum. Dort färben Gerber Leder oder verkaufen Bäcker auf mobilen Backstuben ihre Brote, und da spielen Kinder im Matsch der ungepflasterten Strassen, anderswo preisen Händler ihre Waren an oder servieren Wirtinnen ihren Gästen Speis und Trank.

«Ich glaube, dass das Bild, das wir geschaffen haben, ziemlich nah an die Lebensrealität dieser Zeit herankommt», sagt Asisi. Man habe dabei genauestens recherchiert, wie zur damaligen Zeit gebaut wurde, wie Instrumente aussahen oder welche Werkzeuge Handwerker benutzten.

Und das ist es, was dieses Panoramabild ausmacht. Das Werk vermittelt zwar einiges an Wissen über das Konzil. Eine entsprechende, wenn auch etwas gar klein gehaltene Broschüre verweist auf bestimmte Orte im Bild und erläutert dazu die historischen Ereignisse und Hintergründe. Die Höhepunkte sind für die Betrachter aber die Alltagsszenen.

Die Stadt bei Tag und Nacht

Angelegt ist das Panorama als multimediales, immersives Erlebnis. Nach einem klassischen Ausstellungsteil zum Konzil und dessen Vorgeschichte im Erdgeschoss taucht das Publikum in den zylinderförmigen Raum ein. Ein 15 Meter hoher Turm in der Mitte lädt dazu ein, sich dem Werk auf fünf Plattformen zu nähern.

Wer möchte, besorgt sich beim Eingang einen Feldstecher, um die unfassbar zahlreichen Details noch besser zu studieren. Asisi lässt es

mittels Lichtsimulation im 15-Minuten-Takt Tag und Nacht werden im Konstanzer Spätmittelalter. Auch die Jahreszeiten wechseln. Dazu ertönt Musik des Komponisten Eric Babak.

Wer sich tiefer und mit dem Auge des Hobbyhistorikers oder der Hobbyhistorikerin mit dem Bild beschäftigen möchte, ist mit der genannten Broschüre allerdings spärlich bedient und mit dem grossen Rest des zu Entdeckenden ein wenig allein gelassen. Daher lohnt es sich, die 45-minütigen Führungen mitzumachen, die mehr Infos zu den Details liefern, allerdings extra kosten. Abhilfe soll in Zukunft auch ein Audioguide schaffen, der aber noch in Arbeit ist. **Stefan Welzel**

Panorama Konstanz. Täglich, 10–18 Uhr.
Eintritt: € 18.50, ermässigt € 16.50, Kinder € 10.–. Täglich vier Führungen.
www.panorama-konstanz.de



Detail mit mobiler Backstube und das neue Gebäude am Konstanzer Seerhein.



Sie war Direktorin von Alzheimer Schweiz, heute ist Birgitta Martensson selbst von Alzheimer betroffen.

Filmstills: Martina Rieder

Der selbstbestimmte Rückzug in die Innerlichkeit

Kultur Seit elf Jahren lebt Birgitta Martensson mit Alzheimer. Der Kinofilm «Wenn die Erinnerung verblasst» ist ein berührendes Dokument über ihren mutigen Umgang mit der Krankheit.

Mit dem Mikrofon in der Hand steht Birgitta Martensson im Zürcher Kulturmarkt, schaut in den vollen Saal. Mit einer Spur Trotz in der Stimme sagt sie: «Ich habe Alzheimer, kann man das erzählen?»

Die Kamera schwenkt ins Publikum, das aufmerksam zuhört, und wieder zurück zu Martensson, die nun über ihr Leben mit Demenz spricht. Später wird sie anfügen: «Ich verstehe nicht, warum man sich schämen sollte, wenn man ein Problem mit dem Gehirn hat.»

Martensson war 15 Jahre lang Direktorin von Alzheimer Schweiz. Kurz vor ihrer Pension 2015 beobachtete sie bei sich selbst erste Anzeichen der Krankheit. Vor drei Jahren, als sie schon längst Mühe mit Gedächtnis und Orientierung hatte, reiste sie von ihrem Wohnort in der Westschweiz nach Zürich, um Fachleuten und Angehörigen ihre persönliche Botschaft zu überbringen:

Es gibt auch ein schönes Leben mit Demenz. Und: Eine frühe Diagnose ist wichtig, um selbst zu entscheiden, wie es weitergehen soll.

Kirche gab Starthilfe

Davon erfuhr die Zürcher Dokumentarfilmerin Marianne Pletscher, die mehrere Filme mit Menschen mit Demenz gemacht hatte. Spontan rief sie Martensson an und fragte, ob sie ihren Auftritt filmen dürfe. Martensson sagte zu. «Mich interessierte, ob jemand, der sich beruflich mit Alzheimer beschäftigte, anders mit der eigenen Erkrankung umgeht», sagt die Filmemacherin beim Gespräch im üppig-wilden Garten ihres Arbeiterhäuschens im Zürcher Kreis fünf.

Die Idee, Martensson längere Zeit zu begleiten, war geboren. Als erste Geldgeberin beteiligte sich mit dem Beitrag von 15 000 Franken die von der reformierten Kirche getragene

Drehscheibe Demenz am Film. «Die unbürokratische Unterstützung hat uns sehr ermutigt», sagt Pletscher, die ihr Projekt mit der Dokumentarfilmerin Martina Rieder realisierte.

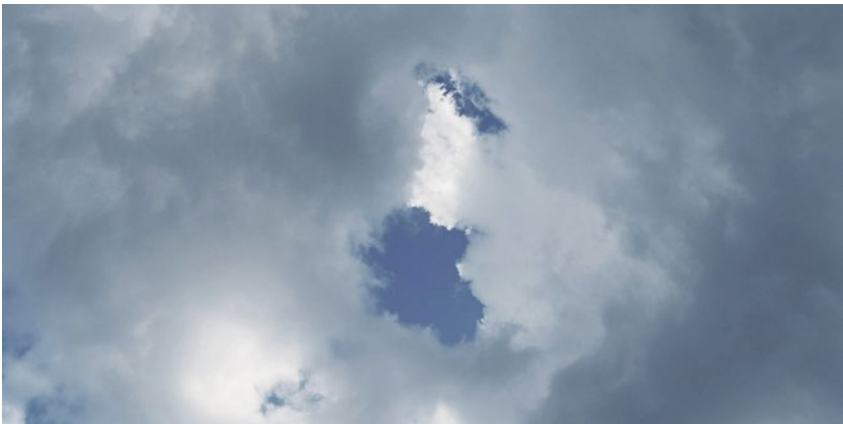
Eine weitere Hürde war genommen, als Pletscher eine nahe Freundin von Martensson kennenlernte und als zweite Protagonistin gewinnen konnte. «Ich wusste in diesem

Moment, dass nichts mehr schiefgehen kann», sagt sie.

In Abständen von mehreren Monaten filmen Pletscher und Rieder die alleinstehende 75-Jährige im Alltag: auf Spaziergängen und bei Gesprächen mit der Freundin, bei einem Arztbesuch, auf der Reise nach Schweden zur Schwester, die ebenfalls an Demenz erkrankt ist. Und

«So lange haben wir gefilmt! Vermutlich lebe ich darum noch.»

Birgitta Martensson bis 2015 Direktorin Alzheimer Schweiz



Die Transformation der Busse

Religion Busse, Sünde und Reue: Eine interreligiöse Runde lässt sich vom frommen Vokabular inspirieren und übersetzt es in die Gegenwart.

Ganz modern unterwegs ist Raphael Meyer, Präsident des römisch-katholischen Synodalrats im Kanton Zürich, der an Sonn- und Feiertagen – auch am Eidgenössischen Buss- und Bettag – joggen geht mit dem Rosenkranz. Vor gut 25 Jahren wäre das an einem Buss- und Bettag zumindest anstössig gewesen.

Erst zur Jahrtausendwende wurden Verbote für Sportveranstaltungen und Tanzevents aus der Feiertagsordnung gestrichen. Heute kann jeder an diesem Tag tun und lassen, was er will. So fragt denn auch Mo-

derator Felix Reich, Redaktionsleiter von «reformiert.», an einer Podiumsdiskussion vom 18. September: «Ist der Bettag nicht ein alter Zopf?»

Beten mit Leonard Cohen

Regierungsrätin Jacqueline Fehr, die für die Beziehungen zu den Kirchen und Religionsgemeinschaften zuständig ist, will in einer pluralistischen Gesellschaft keine Vorschriften machen. Aber sie sieht im Bettag die Chance, um innezuhalten und sich zu besinnen. Obwohl sie Atheistin ist, spürt Fehr dem Sinn des Be-

tens sensibel nach: «Im Gebet halte ich inne, gehe meinen Ängsten und meinen Zweifeln nach.» Sich in ein «grösseres Ganzes» einzufühlen, führe zur Frage, was der eigene Beitrag für ein gutes Zusammenleben in der Gesellschaft sein könne.

Daran knüpft danach die Rabbinerin Shoshana Jakobovits von der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich an. Sie erinnert an das gebrochene Gotteslob von Leonard Cohen in seinem Song «Hallelujah»: Bei Cohen, «jüdisch, aber religiös vielfältig unterwegs», weiss der Betende nicht, ob sein «Hallelujah» jemals einen Adressaten finden wird.

Jakobovits fiel in der Auseinandersetzung mit dem Bettag die Parallele zur jüdischen Tradition auf: Auch der höchste jüdische Feiertag, Jom Kippur, der in diesem Jahr just am 20. September gefeiert wird, ist der Reue, Busse und Versöhnung gewidmet. Jakobovits fragt zudem: «Wie ist in einer globalisierten Welt

kollektive Busse möglich?» Schon an einem einzigen Kleidungsstück, das sie trage, seien so viele Frauenhände beteiligt, die unter ausbeuterischen Bedingungen arbeiten.

Gegen die soziale Kälte

Ein Gedanke, den Raphael Meyer aufnimmt. Das schlechte Gewissen solle nicht nur individuell verhandelt werden. Darin sieht er auch eine kollektive Aufgabe für die Kirche: «Wir dürfen das Gewissen der Wohlstandsgesellschaft sein.»

Auf den Aspekt, wie die Religion den sozialen Zusammenhalt fördert, weist Amir Dziri, Professor für Islamische Studien an der Universität Freiburg, hin: «Es braucht die religiöse Dimension, um Gemeinschaft vorzuleben und so in die Gesellschaft hineinzuwirken.»

Der Traditionsabbruch führe zu einer «sehr kalten, technokratischen Gesellschaft, die nur noch funktionalen Logiken gehorcht». Zum zur-

immer häufiger in der eigenen Wohnung, dem vertrauten Rückzugsort, den sie keinesfalls aufgeben will.

Von Anfang an betont Martensson, sie sehe sich nicht in einem Pflegeheim. Sie sei kein Gruppenmensch und könne sich nicht vorstellen, abhängig zu sein. Sie hat sich bei Exit angemeldet und will selbstbestimmt aus dem Leben scheiden. «Aber nicht schon morgen», sagt sie und lächelt wie jemand, der gerade einen Streich ausgeheckt hat.

Verwandlung passiert

Die Zuschauerinnen und Zuschauer erleben mit, wie sich Martensson im Lauf der fast dreijährigen Drehzeit verändert. Während sie sich aus der geschäftigen Welt zurückzieht, wird ihr die Schönheit der Natur wichtiger. Im Herbstwald schaut sie den fallenden Blättern zu, die sie an ihre eigene letzte Reise erinnern. Ihre Gesichtszüge sind weicher, der Blick geht nach innen. Pletscher ist überzeugt, dass Martensson ihr Optimismus dabei hilft, «gut mit ihrer Krankheit umzugehen».

Behutsam und respektvoll zeigt der Film aber auch, wie schwierig es für Martensson wird, wenn immer mehr Fähigkeiten und Erinnerungen verloren gehen. «Alzheimer ist nicht lustig», sagt sie bei einem der späteren Besuche des Filmteams in ungeduldigem Ton und blickt ärgerlich in die Kamera. Und dann, wieder erstaunlich klar: «Ich glaube, es ist wichtig, dass wir Menschen mit Demenz mitteilen, was wir mit der Krankheit erleben.»

Im Frühling schauten die beiden Filmemacherinnen gemeinsam mit Martensson den Rohschnitt. Pletscher erzählt, wie sie am Ende des Films sagte: «So lange haben wir gefilmt! Wahrscheinlich lebe ich darum noch.» **Veronica Bonilla Gurzeler**

Wenn die Erinnerung verblasst. Regie: Martina Rieder und Marianne Pletscher. Schweiz 2026. 80 Minuten. Vorpremiere in Anwesenheit der Regisseurinnen: 7. Oktober, Kino Le Paris, Zürich

Die Verbundenheit trägt

Die Dialogfähigkeit über die Religionsgrenzen hinweg praktizierten die Teilnehmenden des Podiums, das der Interreligiöse Runde Tisch im Kanton Zürich (IRT) organisiert hatte, eindrucklich. Was am IRT im Kleinen geschieht, will Raphael Meyer im Grossen umsetzen.

Sein Wunsch für die künftige Ausrichtung des Buss- und Bettags: Er soll nicht nur ökumenisch gefeiert werden, sondern als interreligiöser Feiertag die Verbundenheit hervorheben. Das Podium war ein inspirierender Anfang. **Delf Bucher**

DOSSIER: *Männlichkeit*

Essay

Einfach Mensch sein, statt dem Männerbild nachzueifern

Gesellschaft Der Begriff Männlichkeit ist so stark gesellschaftlich geprägt, dass man bei der Diskussion schnell ins Fettnäpfchen tritt. Doch wer ihn entblättert, stösst auf die eigentliche Frage dahinter: Wie wollen wir als Menschen miteinander umgehen?

Fotos: Daniel Kellenberger



«Über Gefühle reden und mich mitteilen sind grosse Herausforderungen, Schwieriges bewältige ich lieber allein.»

Marius Schären
Redaktor «reformiert.»

Meine Freundinnen hiessen Marianne und Evelyne, sie hatten kurze Haare, was nicht wichtig war, und wir spielten einfach gerne zusammen, was wichtig war. Bis im Alter von wohl acht Jahren war mir das Geschlecht mir naher Menschen völlig einerlei. Und auch Jahre später las ich mit Vergnügen «Hanni und Nanni» und ähnliche Literatur, bis plötzlich eine Klassenkollegin bemerkte, das seien ja Mädchenbücher. Ich war verwundert, irritiert. Wer entscheidet denn so was? Die Frage blieb – bis heute. Selbst mit der Erkenntnis, dass ich nicht frei bin von Eigenschaften und Leidenschaften, die eher als männlich gelesen werden. Beziehungspflege, reden über Gefühle, mich mitteilen sind nach wie vor grosse Herausforderungen. Lieber eine Runde Fussball spielen gehen oder in die Berge, Schwieriges allein bewältigen: alles da. Vermutlich bin ich nicht der Einzige, dem es so geht. Und trotzdem sehen nicht wenige die «Männlichkeit» in einer Krise, bedroht durch woke Forderungen und echte Gleichberechtigung etwa. So forderte beispielsweise der US-Tech-Milliardär Mark Zuckerberg in einem Podcast: «Wir brauchen mehr maskuline Energie.» Im Sinn von mehr Härte, Stärke, Dominanz.

Richtige Männer am Rand
Ein ähnliches Bild stammt aus einer Umfrage in der Schweiz. Jeder zweite junge Mann ist besorgt, dass «richtige Männer an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden». Das steht in einer Mitteilung der Universität Zürich von Mitte Juni 2026. Eine gross angelegte Studie in Zusammenarbeit mit männer.ch, dem Dachverband progressiver Schweizer Männer- und Väterorganisationen, zeige, wie verbreitet «restriktiv-dominante Vorstellungen von Männlichkeit» seien. Diese würden mit Frauenfeindlichkeit, Gewaltbereitschaft und Ablehnung von Gleichstellung einhergehen. Prävention sollte, so die Verantwortlichen der Untersuchung, bereits in der Schule ansetzen. Online hat die Berichterstattung zur Studie überdurchschnittlich viele Kommentare provoziert. Besonders bemerkenswert finde ich jene Äusserung auf dem Online-

Portal Watson, die von insgesamt 575 Kommentaren die meisten Likes erhielt. Sie berichtet davon, wie der Kommentierende als Kind ein sensibler Junge gewesen sei, emotional und offen. Doch das sei von keiner Seite goutiert worden, auch der Lehrerschaft nicht. «Die Gesellschaft hält die Erwartungshaltung an klassische Performer-Männlichkeit hoch und wundert sich dann über das Resultat.»

Unhaltbare Definition
Auch eine Studie des Instituts Sotomoto von 2025 widmete sich den Vorstellungen von Männlichkeit in der Schweiz. Sie ging davon aus, dass männliche Eigenschaften wie Aggression und Durchsetzungsvermögen besonders im Trend liegen. Eine Frage war, was die Bevölkerung bei Männern besonders schätze. Zudem wurde untersucht, welche Eigenschaften die Befragten selbst wichtig finden. Bei der ersten Frage wurden am meisten genannt: Belastbarkeit, Selbstsicherheit, Durchsetzungsstärke. Bei der zweiten Frage Humor, Freundlichkeit, Fürsorge. Eigenschaften, die dem klassischen, angeblich angesagten Bild des harten Mannes nicht entsprechen. Mit anderen Worten: Die ausgerufene Krise der Männlichkeit beruht auf einer Definition, die objektiv nicht haltbar ist. Dafür sprechen auch die Erkenntnisse von Agota Lavoyer, der Schweizer Sozialarbeiterin und Expertin für sexualisierte Gewalt. Sie hält im Buch «Jede Frau» zum Thema «Rape Culture» (Vergewaltigungskultur) fest, dass sich die Häufigkeit der sexualisierten und mehrheitlich männlichen Gewalt nicht biologisch erklären lasse. Dass die Männer «halt so sind», sei nicht wahr. Vielmehr würden Männer so geprägt und mit diesen problematischen Normen aufwachsen.

Das grosse Verstummen
Entscheidend ist also, wie in einer Kultur mit Männlichkeit umgegangen wird. Zu diesem Schluss kommt auch die Entwicklungspsychologin Niobe Way, die seit den 1980er-Jahren dazu forscht, was Knaben und junge Männer wirklich wollen. Über mehrere Jahre hat sie Hunderte Jugendliche begleitet und zu ihren Freundschaften interviewt. Die 12- bis 15-Jährigen

äusserten sich stark gefühlsbetont, wünschten sich tiefe gleichgeschlechtliche Freundschaften und Raum, sich jemandem öffnen zu können, ohne ausgelacht zu werden. Doch mit etwa 16 Jahren ändert sich das. Die Jungs haben alles im Griff, wollen nicht mehr über Gefühle reden.

Übertriebene Unterschiede
Entscheidend dabei sei der kulturelle Druck, «sich wie ein Mann zu verhalten», hält Way fest. Selbst Mädchen würden ihm unterliegen, weil das «Männliche» als das eigentlich Menschliche gewertet werde. In mehreren Studien gäben Mädchen an, sich genauso oder noch stärker an Männlichkeitsnormen zu orientieren als Jungen: emotionsarm und stark zu sein. Way sieht daher keine Krise der angeblichen Männlichkeit, sondern das Problem, «männlich» sinnvoll zu definieren. Die Fähigkeit, grausam und hart zu sein, hätten alle Menschen. Genauso könnten sie liebevoll und fürsorglich sein. Die Entwicklungspsychologin folgert: Die Unterschiede würden übertrieben, wir alle wollten echte Verbindung. Wir müssten also unsere menschliche Natur nähren und unsere Fähigkeit zur Fürsorge stärken. Wenn ich nun für mehr «Weichheit» votiere, bin ich dann weniger «männlich»? Nein! Mein Körper bleibt gleich. Ich kann in einer Beziehung auch einen dominanten Part übernehmen, wenn es im Konsens geschieht. Ein solches Verhalten ist aber ebenso wenig männlich, wie Einfühlsamkeit eine weibliche Eigenschaft ist.

Empathie als Schulfach
Agota Lavoyer findet, Empathie als Schulfach, wie es Dänemark bereits eingeführt hat, wäre ein guter Anfang. Dazu brauche es mehr Sensibilisierung bei Lehrerinnen und Lehrern, in den Rechtswissenschaften, der Psychologie und Sozialarbeit, zudem strukturelle Veränderungen, wofür die Politik sorgen müsste. Für mehr Menschlichkeit müssen wir alle sorgen. Egal, welchem Geschlecht wir uns zugehörig fühlen. Wir alle sind aufgerufen, die gesellschaftlich so sehr verfestigten Bilder von Männlichkeit zu verändern. Marius Schären

Wenn Männer sich den Spiegel vorhalten

Porträts Der angehende Automatiker will ein gut verdienender Ernährer werden, der Fitnesscoach verbannt die Spiegel aus seinem Studio, der Kunsthistoriker ist endlich im richtigen Körper angekommen: Männer sprechen über ihre Männlichkeit.



«Im unerschrockenen Erkenntnisdrang finde ich mich männlich.»

Max Rüdlinger
Schauspieler

Er ist der «Griesgram der Nation». In diversen Medienberichten wird der Schauspieler Max Rüdlinger jedenfalls so bezeichnet. Wer ihm gegenüberstzt, dürfte das Etikett verstehen: Der durchdringende Blick des 77-Jährigen mit dem kantigen Gesicht kann durchaus einfahren.

Der Mann spielte in vielen Filmen mit, darunter Erfolge wie «Achtung, fertig, Charlie!» oder die Komödie «Mad Heidi». Im letzten Jahr wurde er am Filmfestival von Monaco aber für eine ganz andere Rolle als bester Hauptdarsteller ausgezeichnet: In «Plüss» spielte er beim bereits 2018 erfolgten Dreh einen Bieler Stadtflaneur, der kurz davorsteht, ausgereut zu werden.

Der Schwachsinn alter Tage

Doch wie hat es der Charakterkopf mit der Männlichkeit? Immerhin trägt das mit dem Schweizer Filmpreis 1998 ausgezeichnete Werk von Clemens Klopfenstein, in dem Rüdlinger und Polo Hofer die Hauptrollen spielten, den Titel «Das Schweigen der Männer».

Max Rüdlinger schlägt zuerst die Hände vors Gesicht. Er sucht kurz nach Worten, und dann wird klar, dass ihm das Werk heute eher peinlich ist. «Dieser Schwachsinn, den wir gelabert haben! Das kannst du heute gar nicht mehr anschauen.» Und wirklich vertieft um Männer sei es in dem improvisierten und mit minimaler Technik aufgenommenen Film gar nicht gegangen. Über

Männlichkeit habe er sich nie viele Gedanken gemacht, sagt Rüdlinger mit typischer Unverblümtheit. «Für mich war meine Persönlichkeit immer einfach da, ich nehme mich, wie ich bin.»

In der Begegnung wird deutlich, dass der Satz nicht als Ausdruck eines ausgeprägten Selbstbewusstseins und grosser Selbstsicherheit zu verstehen ist. Er sei eher übersensibel, sagt Rüdlinger, was er als weibliche Eigenschaft sieht. «Das schadet nicht.» Zudem hardete er in der Jugend mit körperlichen Eigenschaften, die nicht als männlich galten. Und Rüdlinger hat sich mehr Selbstbewusstsein gewünscht, «vor allem gegenüber Frauen».

In der ersten Reihe

«Es fällt mir schwer, Männlichkeit zu definieren», sagt Max Rüdlinger im Verlauf des Gesprächs. Und findet dann doch einen Ansatz: «Ich bin sehr unerschrocken im Erkenntnisdrang, darin finde ich mich männlich.» Er scheue sich nicht, sich der Welt auszusetzen. «Und ich verfüge über Entscheidungsfreudigkeit.»

Seine Frau überlasse ihm das immer. «Denn ich kann es.» Rüdlingers heiseres Lachen ist zu hören.

Den Feminismus hat er in einem Interview einmal als «Habakuk» bezeichnet. Aber wieder bricht er das Bild, das die Aussage hervorruft. Rückblickend sei das etwas «starker Tubak». Rüdlinger ordnet ein: «Obwohl ich alles andere als ein Feminist bin, wünschte ich mir in der Welt schon einiges mehr an dem Weiblichen zugeschriebenen Persönlichkeitsanteilen.»

Er verstehe die Männer als Galionsfiguren, die vorne hinstehen müssen, doch die Frauen seien immer die Bestimmenden dahinter. Deswegen müssten sie aber nicht wie Männer zu Kriegerinnen oder Boxerinnen werden. **Marius Schären**

«Beim Training überschätzen sich Männer oft.»

Tom Thoma
Personal Trainer

Auf den ersten Blick versprüht Tom Thomas Fitnesscenter die typische Atmosphäre eines Gyms. Die Musik läuft, an den Geräten wird trainiert, in einer Nische steht ein Getränkeautomat. Doch schon bald fallen Dinge auf, die den Ort von anderen seiner Art unterscheiden. Beispielsweise hängt beim Eingang die Regenbogen-Flagge als kleines Statement. Und: Das Fitnessstudio verfügt über keine Spiegel.

Zur Begrüssung gibt es von Thoma ein breites Lachen und einen festen Händedruck. Im Schlepptau sein Hund Tyko. Im «Elemental Training» ticken die Uhren ein wenig anders. «Klassische Bizeps-Pumper kommen eher weniger zu uns», sagt Tom Thoma.

Im stetigen Wandel

Als 20-jähriger Gym-Besucher ging es ihm, so gibt er zu, durchaus um das Aussehen und darum, über den Aufbau von Muskeln und Stärke mehr Selbstvertrauen zu gewinnen.

«Mit Mitte 20 habe ich dann gemerkt, dass ich mich nicht mehr primär über mein Aussehen definieren möchte.» Grosse Muskeln zu haben, gehört zwar ein Stück weit zu Thomas Selbstverständnis. Inzwischen mache er das Krafttraining aber in erster Linie aus Freude und gesundheitlichen Gründen.

Thoma artikuliert mit Bedacht. Im Gespräch zeigt er sich als selbstkritischer Mann «im kontinuierlichen Wandel». Und wenn er überle-

ge, was männlich sein soll oder was man als Männlichkeit definiere, ende er beim Nachdenken darüber, «wie wir Menschen miteinander umgehen sollten». Er möchte schlicht ein fairer, ehrlicher und hilfsbereiter Mann sein.

Ganz der Demokrat steht Thoma für Toleranz ein. Und zwar auch gegenüber Menschen, die ein traditionelleres Rollenbild bevorzugen. «Es ist mir wichtig, offen zu sein für die Meinung anderer und es auszuhalten, wenn diese nicht der eigenen entspricht.» Natürlich gebe es Grenzen. Meinungsverschiedenheiten sollen ausdiskutiert werden. «Ohne Aggression oder Gewalt, nur so kommen wir weiter.»

Die Flucht ins Extreme

Dass sich althergebrachte Rollenbilder verändern, sieht Tom Thoma grundsätzlich als Chance. Er ist froh darüber, dass er «als Mann zum Beispiel viel selbstverständlicher Gefühle zeigen kann».

Gleichzeitig beobachtet der Fitnesscoach, dass im Zuge gesellschaftlicher Veränderungen viele Männer in einer Identitätskrise stecken. «Jungs kriegen von ihren Vätern oft noch ein althergebrachtes Männlichkeitsbild vermittelt.» In der Schule und im öffentlichen Diskurs hingegen seien sie damit konfrontiert, «dass genau diese Bilder nicht mehr zeitgemäss sind». Oft führe das zu Unsicherheit und zur Flucht in extreme Positionen.

Es sind auffallend viele Frauen, die an diesem warmen Sommertag im Gym von Thoma trainieren. «Immer mehr Frauen betreiben Muskelaufbau», sagt der Personal Trainer.

Und er fügt lächelnd hinzu: «Frauen unterschätzen oft ihre Kraft.» Schön sei es dann zu sehen, wie sie merken, dass sie viel stärker sind als gedacht. «Die Männer hingegen überschätzen sich oft.» **Stefan Welzel**



«Als Hausmann bekam ich mehr Wertschätzung, als Frauen erhalten.»

Lukas Zimmermann-Oswald
Leiter Kommunikation und Marketing

Wenn Lukas Zimmermann-Oswald die Tür des Pfarrhauses in Sumiswald auf ein Klingeln hin öffnet, wird er immer mal wieder als Herr Pfarrer angesprochen. Dann verweist er auf seine Frau Mirja, die seit 2013 das Pfarramt dort innehat.

Der 44-Jährige entspricht auch sonst nicht dem gängigen Rollenklischee. Zehn Jahre lang war er vorwiegend Hausmann. Es war ein bewusster Entscheid, da er damals als Sozialpädagoge ebenso unregelmässig arbeitete wie seine Frau als Pfarrerin und sie als Paar Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung unter einen Hut bringen mussten. «Ich hat-

Männerding? Nun lacht Henry Hohmann laut heraus bei dieser Frage: «Nö, find ich nicht», sagt der gebürtige Deutsche. «Ich geh halt einfach gern in die Berge.»

Mittlerweile egal

Typisch Mann, typisch Frau. Zuschreibungen sind dem 64-jährigen Kunsthistoriker egal. «Mittlerweile», präzisiert er. «Es gab schon eine Zeit, in der ich mir sehr viele Gedanken darüber gemacht habe.» Geboren und sozialisiert wurde er als Mädchen. Er hatte blonde, lange Zöpfe. Doch schon als Kind war ihm klar, dass er kein Mädchen ist.

Seit nunmehr 16 Jahren ist Henry ein Mann. Und schon 33 Jahre ist er mit seinem Mann verheiratet. Als er ihm eröffnete, nicht mehr als Frau leben zu wollen, blieb er an seiner Seite. «Mein Mann liebt mich als Mensch und nicht als Frau oder Mann.» Einfach war die Übergangszeit allerdings nicht. «Ich habe meine Rolle gesucht und das, was ich für Männlichkeit hielt, anfangs sehr

te Freude an dieser Rolle», sagt Zimmermann-Oswald. Die Reaktionen aus dem Umfeld waren grösstenteils positiv, auch weil es, wie er glaubt, im Dorf Vorläufer dieses Rollenmodells gegeben hatte.

Herausfordernde Diversität

Aber er stellt fest: «Es wird gewürdigt, dass du Hausmann bist, aber Frauen in der gleichen Position erfahren nicht dieselbe Wertschätzung.» In der Gesellschaft sei es weiterhin ein Vorteil, ein Mann zu sein. «Das ist echt unfair, und viele Männer checken gar nicht, dass sie privilegiert sind.» Etwa werde den Männern tendenziell mehr zugehört als den Frauen.

Aber Zimmermann-Oswald will keine Geschlechterklischees zementieren. Was Männlichkeit ist, sei schwer definierbar. Es gebe unterschiedliche Aspekte und die Wahrnehmung unterliege dem zeitlichen Wandel. Auf die Frage, was für ein Mann er sei, meint er denn auch ganz schlicht, er sei ein männlicher

Mensch und beschreibe dann seinen Charakter: «Eher zurückhaltend, sensibel, begeisterungsfähig, engagiert, empathisch.»

Fragen zur Geschlechtergerechtigkeit findet er berechtigt. Als Vater dreier Teenager sieht er die Schwierigkeiten etwa bei der Aufklärung. «Diversität kann sehr herausfordernd sein, was bei der Identitätsfindung in der Jugend berücksichtigt werden sollte.» Starre, auf die Geschlechter bezogene Rollenbilder sind für ihn aber keine Lösung.

Vorbilder gesucht

Was es brauche, seien positive Rollenbilder. «Nicht überzeichnete und schubladisierende, sondern im Sinne von Menschen, die bewusst ihre Aufgabe wahrnehmen.» Denn zuallererst sei eine Person immer ein Mensch und nicht eine Frau oder ein Mann. Das habe für ihn auch einen spirituellen Aspekt. «Wir sind Geschöpfe, geliebt, gewollt, gemacht. Und so, wie wir gemacht sind, sind wir gut.» **Isabelle Berger**



Die Verpackung ist wichtig

«Ich bin immer noch ich, aber ich werde anders gelesen», sagt Hohmann. Was für ein Mann möchte er sein? Er überlegt lange. «Ich versuche, ein guter Mensch in einer männlichen Verpackung zu sein.»

Die Verpackung, der männliche Körper, ist ihm wichtig. «Ich freue mich nach wie vor, wenn mich Menschen als Mann wahrnehmen.» Es fühlt sich richtig an. **Mirjam Messerli**

«Mein Vorbild ist Jesus, der den Menschen selbstlos geholfen hat.»

Jeremie Clerc
Automatiker-Lehrling

Die Erscheinung ist schon mal ziemlich imposant: Jeremie Clerc ist rund 1,90 Meter gross, breitschultrig und mit muskulösen Oberarmen ausgestattet. Er erscheint somit beinahe ein wenig wie das Klischee eines jungen Mannes, der viel Wert auf physische Stärke legt. Der Schein trügt nicht, entspricht jedoch auch nicht ganz der Wahrheit.

Kickboxen und Klettern

Jeremie Clerc betreibt mit Kickboxen und Klettern Sportarten, bei denen Kraft wichtig ist. Aber dass Männer ins Fitnesscenter gehen, um die Muskeln zum Selbstzweck

aufzupumpen und dabei kein anderes sportliches Ziel zu verfolgen, kann der bald 17-Jährige nicht verstehen. Der angehende Automatiker prangert dabei die Mechanismen in den sozialen Netzwerken an, in denen überall Bilder von topfiten Menschen zu sehen seien. «Und dann wollen eben alle so aussehen.» Es gehe vielen sowieso nur um die Bestätigung durch andere.

Unabhängigkeit und Familie

Natürlich ist ein Teenager wie Jeremie Clerc regelmässig in diesen sozialen Medien unterwegs. Er kennt auch den Manosphere-Influencer Andrew Tate. Doch der sei ja nicht mehr wirklich angesagt.

Mit ein paar Standpunkten, die Tate vertritt, kann er durchaus etwas anfangen: nämlich mit dem Willen, beruflich erfolgreich, selbstständig und finanziell unabhängig zu sein. Das ist Jeremies Fernziel und geht mit seinem Wunsch einher, irgendwann der gut verdienende Ernährer einer Familie zu sein. Mit

dem frauenverachtenden Teil von Tates Ansichten kann er überhaupt nichts anfangen.

Der junge Mann ist sehr gut darin, Aspekte gesellschaftlicher Strömungen, die ihm zusagen, in seine Reflexion zu integrieren und problematische Haltungen auszublenden. So konstruiert er sich seinen eigenen Wertekanon. Das ist pragmatisch und praktisch zugleich.

Auffällig sind seine materiellen Ansprüche bei gleichzeitiger Anführung eines Vorbildes, das für das Gegenteil steht. Ohne zu zögern, nennt er Jesus. «Er hat seinen Mitmenschen selbstlos geholfen und immer die Verantwortung für seine Taten übernommen.»

Für sich und andere

Überhaupt spricht Jeremie Clerc oft davon, dass für ihn Männlichkeit viel damit zu tun hat, Verantwortung zu übernehmen. Für sich und für andere. Das sei für ihn männlich. Oder auch einfach menschlich und erstrebenswert. **Stefan Welzel**



«Zurzeit driftet tatsächlich einiges weit auseinander»

Bildung Die verstärkte Rückkehr traditioneller Rollenbilder spaltet die Gesellschaft immer mehr. Der Theologe und Männerbildungsexperte Christoph Walser ordnet die Entwicklung ein und erklärt, was auch die Kirche dagegen tun kann.



«In der christlichen Tradition gibt es gute Beispiele für Brüderlichkeit, die ein fürsorgliches Männerbild vermittelt.»

Christoph Walser
Theologe und Coach

In den letzten Jahrzehnten haben sich Vorstellungen von Geschlechterrollen stark verändert. Zugleich wird heute besonders kontrovers diskutiert, was es heisst, ein Mann zu sein. Wo stehen wir diesbezüglich in der Geschichte?

Christoph Walser: Das aktuelle Revival autoritärer Männlichkeit ist in dieser Wucht und seiner weltweiten Dimension etwas Neues. Wir gingen in unserer westlichen Welt mehrheitlich davon aus, stetig auf eine geschlechtergerechte Gesellschaft hinzusteuern. Mit Blick auf neueste Umfragen und Studien muss man aber feststellen: Bei vielen, vor allem jungen Männern ist eine Rückkehr zu althergebrachten, stereotypen und teils frauenverachtenden Einstellungen zu beobachten. Wir konnten diese Männer nicht auf den Weg zu einer emanzipierten Gesellschaft nicht mitnehmen.

Ist der Backlash eine Reaktion auf das Erstarken feministischer Kräfte seit #MeToo?

Das ist ein Faktor. Ich sehe ihn aber eher als Folge der zahlreichen Krisen mit vielen politischen und sozialen Unwägbarkeiten. Wir leben in einer zunehmend komplexen Gesellschaft mit ausgeprägtem Individualismus. Menschen können ihre Identität frei gestalten, aber das hat eine Schattenseite. Man bedachte zu wenig, dass sich eher konservativ orientierte Männer davon bedroht fühlen könnten.

Es gibt nicht wenige junge Frauen, die sich lieber ganz von Männern fernhalten. Demgegenüber steht die Manosphere: ein virtueller Diskursraum von Männern, die sich als Emanzipationsverlierer sehen und den Frauen die Schuld daran geben. Die Geschlechterbilder scheinen sich gerade stark auseinanderzubewegen.

Die jüngst veröffentlichte Studie «Männlichkeit im Wandel» der Universität Zürich zeigt, dass traditionelle Rollenbilder unter den 18- bis 24-jährigen Männern den grössten Rückhalt haben. Die Hälfte von ihnen befürchtet, «richtige Männer» gerieten immer mehr an den Rand der Gesellschaft. Und sie finden, dass Gewalt zur Problemlösung zuweilen nötig sei. Viele Frauen wenden sich diametral gegen solche Bilder. Da driftet derzeit tatsächlich einiges weit auseinander.

Sie sind seit 30 Jahren in der Männerarbeit aktiv. Wie haben sich die Anliegen seitens der Männer in dieser Zeit verändert?

Zu Beginn ging es bei den Boomern und der Generation X vor allem darum, eine eigene, progressive Position gegenüber dem Feminismus zu finden. Viele Männer fanden sich im privaten Bereich herausgefordert und suchten den Austausch unter Gleichgesinnten. So entstanden Kreise, die Männlichkeitsbilder diskutierten. Danach kam eine Generation der schweigenden Männer im

Zuge von LGBTQ+ und #MeToo. Die Generation der 20- bis 30-Jährigen ist jedoch wieder erwacht. Einige junge Männer möchten sich gegen den Backlash engagieren. Das ist ein Hoffnungszeichen. Sie finden das Auftreten der Influencer in der Manosphere inakzeptabel und halten dagegen.

Beschränkt sich dieses Phänomen nicht auf ein linksurbanes Milieu?

Nein, inzwischen ist das verbreiteter. Im deutschsprachigen Raum zeigt sich rund ein Drittel der Männer gegenüber dem Gleichstellungsprozess aufgeschlossen. Das ist mit Blick auf die letzten 20 Jahre ein klarer Zuwachs. Man geht von einer Aufteilung von jeweils einem Drittel aus: ein Drittel ist offen dafür, ein Drittel unentschlossen und ein Drittel skeptisch bis ablehnend.

Warum ist das Weltbild in der Manosphere für manche so attraktiv?

Es herrscht eine grosse Verunsicherung. Nicht jeder junge Mann kann die Komplexität der gesellschaftlichen Konflikte und die vielfältigen Antworten darauf aushalten und verarbeiten. Die sozialen Medien transportieren Inhalte mit einfachen Lösungen. Sogenannte Manfluencer sagen dir, dass du als Mann erfolg-

Christoph Walser

Der reformierte Theologe Christoph Walser ist seit über 30 Jahren in der Männerbildung und -beratung tätig, zudem als Coach und Dozent in der Burn-out-Prävention. Walser ist Co-Leiter der Fachgruppe «Männerarbeit im kirchlichen Kontext» und Gründungsmitglied von männer.ch, dem Dachverband Schweizer Männer- und Väterorganisationen. Er lebt mit seiner Familie in Zürich.

reich sein kannst, wenn du einen gut trainierten Körper hast, stets die Kontrolle behältst und dominant bist. Sie bedienen das klassische Bild des Einzelkämpfers und versprechen dafür Erfolg, Stärke und Anerkennung. Interessant ist an diesem Konzept ein seltsamer Widerspruch.

Und der wäre?

In der Manosphere existiert auch eine grosse Sehnsucht nach Brüderlichkeit. Man möchte die anderen Männer nicht als Rivalen betrachten, sondern will sie als brüderliche Begleiter sehen. Faktisch dominiert jedoch Verbrüderung im männerbündlerischen Sinne, in der Misygnie und Hypermaskulinität zelebriert werden.

Was kann ich als Mutter oder Vater tun, wenn ich merke, dass mein Sohn in die Manosphere abtaucht?

Ich würde mich von Profis beraten lassen. Bei männer.ch veranstalten wir dazu beispielsweise Elternabende, auch online. Es braucht in solchen Fällen Fachwissen. Die jungen

Männer befinden sich als Teenager in einem Ablösungsprozess. Je mehr du als Elternteil sagst, desto eher kommt Widerstand. Es wird daher empfohlen, ihre Gedanken, Sorgen und Nöte möglichst gut zu verstehen. Für eine konstruktive Entwicklung brauchen die Jugendlichen neben den Eltern auch gute Mentoren, berührbare Vorbilder.

Wo steht die Politik in der Verantwortung? Geschieht da zu wenig?

Die Politik hat erkannt, dass Buben und Jugendliche in der Schule früh für die Thematik der Geschlechterrollen sensibilisiert werden sollten. Und vor ein paar Monaten gab es ein ermutigendes Zeichen von Männern im Bundeshaus aus sechs Parteien von links bis rechts. Sie reichten ein Postulat ein, damit geprüft wird, wie sich die Online-Radikalisierung junger Männer und ihre Auswirkung auf die Gewalt gegen Frauen verhindern lassen.

Und was kann die Kirche tun, um toxischer Männlichkeit entgegenzuwirken?

Das Wichtigste ist, Räume zu schaffen, in denen sich Männer aller Generationen austauschen können. Dafür ist die Kirche der ideale Ort. Bei uns wird jeder ernst und angenommen. Jeder soll offen sagen können, wie er es mit Männlichkeitsvorstellungen, der Gleichstellung und dem Feminismus hält. Unsere kirchliche Grundfrage sollte sein, wie wir als Männer menschlicher und empathischer sein können. Zentral ist die Umdeutung toxischer Vorstellungen von Stärke. Wir müssen diese Muster und Bilder anders besetzen. Ein starker Mann kann man auch sein, indem man sich für Gerechtigkeit oder das Überleben des Planeten einsetzt.

In welcher Form kann die Kirche das konkret fördern?

Die reformierte Kirche hat zwar das grösste Vater-Kind-Angebot in der Schweiz, aber sonst fehlt es noch an emanzipatorischen Männerprojekten. Doch es gibt Formate, die den Weg aufzeigen.

Zum Beispiel?

Schön wäre ein Drei-Generationen-Talk. Da können ältere Männer mit entsprechenden Erfahrungen den jüngeren aufzeigen, dass mit der Emanzipation die eigene Lebensqualität steigt, indem man sich von Erwartungshaltungen der patriarchal geprägten Leistungsgesellschaft befreit. Ein hervorragender Ort, um junge Menschen abseits der Schule oder der Clique mit solchen Themen zu konfrontieren, ist der Konfirmationsunterricht. Zudem haben wir in der christlichen Tradition schöne Beispiele für eine Brüderlichkeit, die ein fürsorgliches Männerbild vermittelt. Ganz bestimmt braucht unsere Welt nicht noch mehr männliche Dominanz, stattdessen hat sie mehr Menschlichkeit nötig. **Interview: Anouk Holthuizen, Stefan Welzel**

Eine Ikone in der Welt der Reizfiguren

Nachruf Dolly Parton sang in der Sprache des Glaubens von der Vielfalt. Indem sie sich von niemandem vereinnahmen liess, gelang es ihr, die tiefen Gräben der Polarisierung zu überwinden.

Nach dem Tod von Dolly Parton liess Donald Trump die Flaggen auf halbmast setzen. In den sozialen Medien betonten Musikerinnen und Aktivist:innen, wie die Countrylegende die Bürgerrechtsbewegung «Black Lives Matter» unterstützt und der queeren Gemeinschaft beigestanden habe.

Parton sang in der religiösen Sprache des Südens und wurde in der Drag-Szene verehrt. Sie sang ein Duett mit Trump-Unterstützer Kid Rock und nahm für das gleiche Album mit der Rapperin Lizzo einen Song auf, die den Wählerinnen und Wählern der Republikaner öffentlich untersagte, ihre Musik zu hören. Partons Religiosität blieb charismatisch geprägt, gleichzeitig unterstützte sie die Ehe für alle.

Der amerikanische Traum

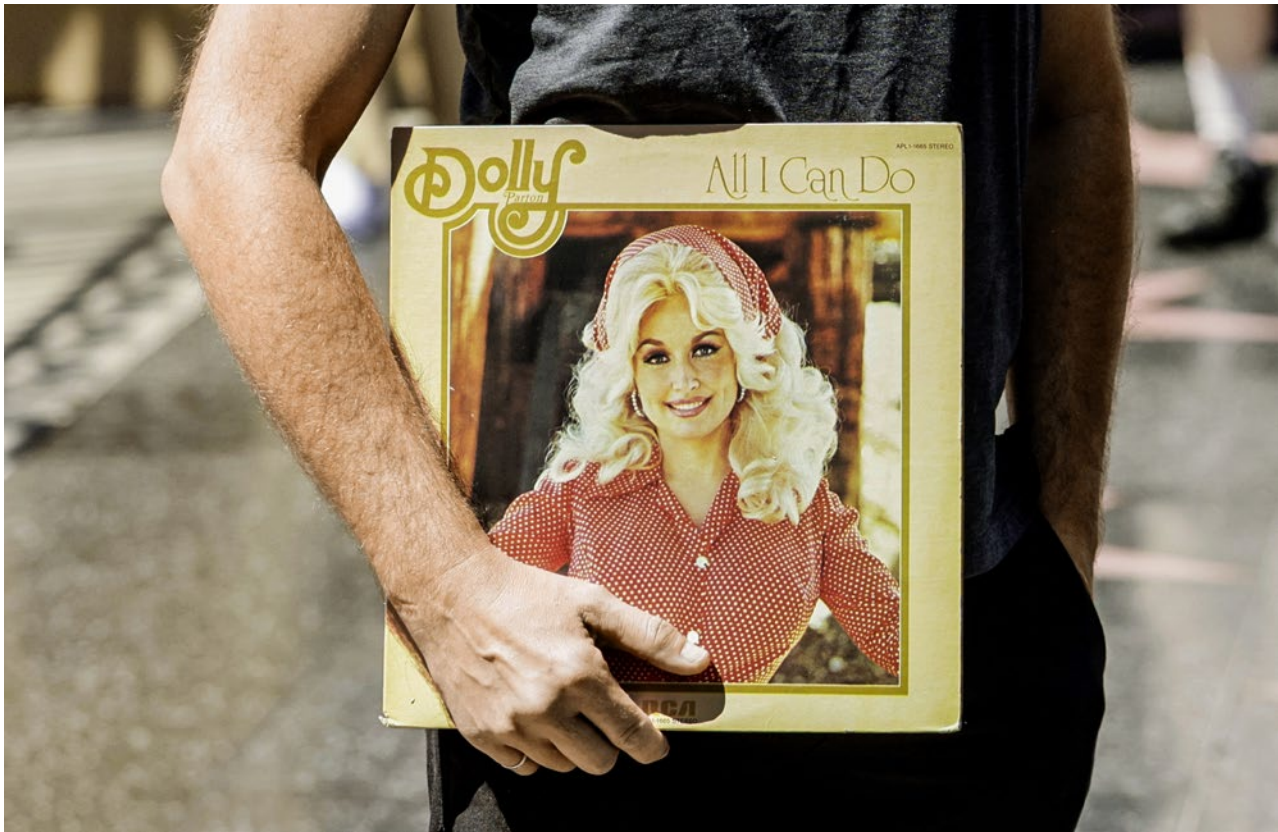
In einer Zeit, in der die weltanschauliche Polarisierung der amerikanischen Gesellschaft fast jeden Lebensbereich erfasst hat, vermochte die Sängerin die tiefen Gräben zu überbrücken, weil sie sich von keiner Seite vereinnahmen liess, und lebte den amerikanischen Traum.

Als Frau in der Männerwelt der Countrymusik hatte sie früh gelernt, was Unabhängigkeit bedeutet. Auch Kommentare über ihr Aussehen parierte sie schlagfertig: «Es kostet mich eine Menge Geld, so billig auszusehen», sagte sie einmal. Und: «Nichts an mir ist echt, aber alles kommt von Herzen.»

In einer Welt der Reizfiguren wurde Parton zur Ikone, indem sie sich selbst nicht zu ernst nahm, Gottes Liebe, von der das Evangelium erzählt, aber umso mehr: «Unsere Aufgabe ist es zu lieben, das Urteilen können wir Gott überlassen.»

Ein Buch für jedes Kind

Aufgewachsen ist Parton mit ihren elf Geschwistern in bitterer Armut. Ihr Vater verdingte sich in der Landwirtschaft und auf Baustellen, lesen und schreiben hatte er nie gelernt. Ihre Antwort war später die Imagination Library, die sie in ihrer Heimatregion Tennessee gründete und ihrem Vater, der ein kluger Mann



Liebling der Konservativen und Göttin der Drag-Szene: Dolly Parton war aus Überzeugung für alle da.

Foto: Keystone SDA

«Wir sollen einander lieben und das Urteilen Gott überlassen.»

Dolly Parton (1946–2026)
Country Sängerin

gewesen sei, widmete. Kinder erhielten von der Bibliothek ab ihrer Geburt bis zum fünften Lebensjahr jeden Monat ein altersgerechtes Buch kostenlos nach Hause geschickt.

Die Sprache, die Partons Songs prägen sollte, kam aus der Kirche. Allerdings wurde ihr die Theologie der pfingstlich geprägten Gemeinde, in der sie gross wurde, bald zu eng. Sie liess die Enge und die Angst vor dem Fegefeuer hinter sich, bewahr-

te sich aber die Wärme des Glaubens, das Gottvertrauen und die Verbundenheit mit dem Gospel. Und auch den Schatz der biblischen Geschichten bewahrte sie sich.

Ihr vielleicht schönster Song erzählt davon: «Coat of Many Colors». Die Mutter hatte der Tochter aus alten Stoffresten einen Wintermantel genäht und ihr dazu von Josef erzählt, dem sein Vater aus Liebe «einen Ärmelrock» (Gen 37,3) schneiden liess, der aber die Eifersucht der Brüder weckte und damit das Schicksal des Sohns besiegelte.

Auch für Parton hatte der Mantel einen unbezahlbaren Glanz, doch wie Josef eckte sie damit an. In der Schule wurde das Mädchen ausgelacht. Und so handelt das Lied auch von Armut, Scham und Würde.

Kein Deal für Elvis

Über 3000 Songs schrieb Dolly Parton während ihrer langen Karriere. Und auch im Musikgeschäft machte sich ihre Standfestigkeit bezahlt. Als

Elvis Presley (1935–1977) ihren Song «I Will Always Love You» aufnehmen wollte, hätte sie die Hälfte der Verlagsrechte abtreten sollen. Parton ging nicht auf den verlockenden Deal ein. Fast zwei Jahrzehnte später machte dann Whitney Houston (1963–2012) den Song doch noch zu einem Welthit.

Ihre Autonomie verteidigte Parton auch, indem sie sich bewusst als Künstlerin inszenierte und die Hoheit darüber behielt, was sie von sich preisgab. So hielt sie ihre Krebserkrankung bis zuletzt geheim.

Ein letztes Gebet

Der Glaube blieb für die Musikerin immer eine Kraftquelle und verlieh ihr die Fähigkeit, auf Menschen zuzugehen über alle Grenzen hinweg. Das Letzte, worum Dolly sie auf dem Sterbebett gebeten habe, sei ein Gebet gewesen, sagte eine Schwester der Verstorbenen.

Dolly Parton starb am 25. August in Nashville. Felix Reich

Dana Grigorcea



Lampenfieber wegen der eigenen Biografie

Da ist bei meinen Bühnenauftritten ein Moment, in dem ich Lampenfieber bekomme. Wenn meine Biografie verlesen wird: Studien, Reisen, Preise. Der immer gleiche Vorstellungstext. Dabei kann doch jede Geschichte sehr unterschiedlich nacherzählt werden. Gerade als Schriftstellerin geniere ich mich dieser festgelegten Form meines bisherigen Lebens. Ich fixiere einen Punkt vor meiner Schuhspitze oder schaue ins Publikum oder lächle die Moderatorin an, aber fast jedes Mal spüre ich ein Zucken im Gesicht. Eine Schauspielerinnenfreundin meint, ich würde dabei vergessen zu atmen. Ich müsse mich auf die Atmung konzentrieren, meinen Fokus auf ein langes Ausatmen legen. Neulich tat ich das und seufzte versehentlich ins Mikrofon. Das war nicht sehr höflich, und ich will mich auch nicht über die Vorstellung mithilfe von Wikipedia beschweren. Ich schaue ja selbst darauf, wenn ich auf die Schnelle ein paar Zeilen Werdegang angeben soll.

Vor ein paar Jahren war ich auf rumänischer Lesereise in Botosani, der Geburtsstadt von Mihai Eminescu (1850–1889). Der Dichter gilt als der bedeutendste Vertreter der Romantik im Land, sein berühmtestes Werk ist die Ballade «Der Abendstern» über die unmögliche Liebe des Hyperion, eines kosmischen Geists, und einer wankelmütigen Sterblichen. Zur Veranstaltung wurde in die Kreisbibliothek Mihai Eminescu geladen, das Publikum erschien in Festaufzug, manch ein Schüler hatte einen Blumenstrauß auf dem Arm. Bei der Vorstellung meiner Person stand die Bibliotheksleiterin auf und breitete die Arme aus und rief abwechselnd zu mir und ins Publikum: «Es ist eine Ehre! Es ist eine ausgesprochene Ehre, die uns heute ereilt.»

Mein Gesicht zuckte bereits, als sie rief: «Wir empfangen heute in unserer Mitte keine andere als die Urururenkelin der Muse unseres Nationaldichters Mihai Eminescu!» Grosser Applaus. «Sieht sie nicht genauso aus wie ihre Ururgossmutter Veronica Micle, dank der uns unsterbliche Literatur wie «Der Abendstern» geschenkt wurde? Sie müsste sich nur die Haare zu einem Dutt hochstecken. Und sie schreibt auch! Auf Deutsch! Genau so wie Mihai Eminescu in seinen wichtigen drei Wiener und den zwei Studienjahren in Berlin.»

Die Schriftstellerin Dana Grigorcea schreibt in ihrer Kolumne für «reformiert.» über das Thema «Heimat ist überall». Illustration: Grafilu

Lebensfragen

Ist der Bettag nicht aus der Zeit gefallen?

Am 20. September war der Eidgenössische Dank-, Buss- und Bettag, den ausserhalb der Kirchgemeinden kaum noch jemand wahrnehmen dürfte. Warum wird er heute überhaupt noch gefeiert?

Ist es noch zeitgemäss, wenn eine Bundesrätin oder ein Bundesrat einen Eid ablegt, der mit den Worten «Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen» beginnt? Passt es noch, dass die Bundesverfassung im «Namen Gottes des Allmächtigen» anfängt? Und wie steht es um die gesetzlich vorgegebenen christlichen Feiertage, die Sonntagsruhe oder das Recht der Kirche, Steuern einzuziehen?

Ich weiss, das ist keine Antwort auf Ihre Frage! Ich will den Bettag in eine Reihe religiöser Traditionen stellen, die im säkularen Klima der Gegenwart wie Relikte aus einer anderen Epoche wirken. Das gilt auch für den eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag, der am 1. August 1832 von der eidgenössischen Tagsatzung eingeführt wurde. Der ökumenische Bettag hatte nach dem Sonderbundskrieg 1847 eine wichtige Funktion

für den Zusammenhalt des jungen Bundesstaates. Ob 179 Jahre später der Bettag noch diese Bedeutung hat, ist durchaus fraglich. Sein sprachliches und rechtliches Gewand atmet den Geist des 19. Jahrhunderts. Doch das macht ihn nicht überflüssig. Der kulturelle Klimawandel hat die Tradition verflüssigt. Ich sehe darin eine Chance, den Tiefensinn des Feiertags neu zu entdecken und gemeinsam vor Gott zu fragen: Wo für sind wir dankbar? Was läuft schief in unserem Land? Wo sind wir auf Fügung und göttlichen Beistand angewiesen?

Nicht alle finden es zeitgemäss, so zu fragen, aber es könnte sachgemäss sein. Denn was haben wir, was wir nicht empfangen haben? Wie wollen wir aus dem, was wir uns selbst eingebrockt haben, ohne göttlichen Beistand heil herauskommen? Zu sagen, wir befän-

den uns in einer Krise, ist wohl eher untertrieben. Vielleicht ist die Bereitschaft, auf die KI zu vertrauen, in der aktuellen Grosswelterlage wieder im Steigen begriffen. Ich meine mit KI natürlich die Kirchliche Intelligenz.



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Corinne Dobler (Seelsorge), Martin Bachmann und Salome Roesch (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Preyergasse 13, 8001 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info



**Ihre Spende
schenkt ein
Stück Freiheit.**

Merci für Ihre
Unterstützung



cerebral
Helfen verbindet

Schweizerische Stiftung
für das cerebral gelähmte Kind

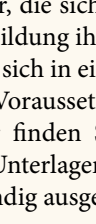
Spenden:
IBAN CH53 0900 0000 8000 0048 4

www.cerebral.ch



5vor12

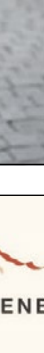
Zehn Minuten stillstehen.
Ein sichtbares Zeichen.



Jeden ersten Samstag
im Monat
11:55 bis 12:05 Uhr

**Draussen, wo Menschen
unterwegs sind.**

www.sign4peace.com



HEINRICH SCHWENDENER-STIFTUNG

Stipendien für Aus- und Weiterbildungen

Die **Heinrich Schwendener-Stiftung** ist eine gemeinnützige Stiftung mit Sitz in Chur. Sie bezweckt die Unterstützung der Aus- und Weiterbildung junger protestantischer Bündnerinnen und Bündner, die sich in schwierigen finanziellen Verhältnissen befinden und mit der Aus- bzw. Weiterbildung ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern können.

Befinden Sie sich in einer solchen Situation? Unter www.schwendener-stiftung.ch finden Sie die nötigen Voraussetzungen, um in den Genuss eines Stipendiums dieser Stiftung zu kommen. Weiter finden Sie hier auch das Gesuchsformular und eine Übersicht der einzureichenden Unterlagen. Gesuche für das Schuljahr 2026/27 sind bis spätestens 15. November 2026 vollständig ausgefüllt und mit allen Beilagen per Post oder Mail einzureichen.

Bei Fragen oder Unklarheiten können Sie sich gerne bei uns melden. Wir freuen uns über Ihre Anfrage und wünschen Ihnen bereits jetzt ein spannendes Schuljahr!

Heinrich Schwendener-Stiftung
c/o RRT AG Treuhand und Revision
Poststrasse 22
7001 Chur

Tel. 081 258 46 46
office@schwendener-stiftung.ch
www.schwendener-stiftung.ch



Wellnessoase für entspannte Wohlfühlmomente



**Hotel Artos
Interlaken**
Wellness | Meeting | Health



hotel-artos.ch



elcasa
gästehaus männedorf

RAUM FÜR BEGEGNUNG, BESINNUNG UND GASTFREUNDSCHAFT.

elcasa männedorf
Hofenstrasse 41
8708 Männedorf
Tel. +41 44 921 63 11
info@elcasa-maennedorf.ch



Tipps

Film

Gastspiel eines grossen Regisseurs

Jeden Herbst besuchen Filmgrößen aus aller Welt die Stadt Zürich und ihr Filmfestival. Dieses Jahr ist die Retrospektive dem Regisseur Richard Linklater gewidmet. Während im Programm des Festivals Werke wie «Boyhood» oder «Nouvelle Vague» laufen, lässt der 66-jährige Texaner im Filmpodium im Anschluss an die Vorführung von «Some Came Running» (1958) von Vincente Minnelli tief in seine persönlichen Ansichten zur Filmkunst blicken. sw

Richard Linklater im Gespräch, 29. September, ab 18.15 Uhr, Filmpodium, Zürich



«Nouvelle Vague» ist Richard Linklaters neuestes Werk.

Foto: Filmcoop

Ausstellung



Foto: epd

Was ist eine ideale Geburt?

Ein Wunder zwischen Traum und Realität

Das kleine Museum Haus zum Dolder überrascht seit Jahren mit aussergewöhnlichen Ausstellungskonzepten. Die aktuelle Schau ist der Geburt gewidmet. Im Dialog von Kunst und Realität wird unter anderem Fragen nach gesellschaftlichen Vorstellungen einer idealen Geburt nachgegangen. sw

Geboren werden. 10. Oktober bis 29. November, Haus zum Dolder, Beromünster

Graphic Novel



Foto: zvg

Szene aus «Vincent».

Eine Geschichte über Demenz und Freundschaft

In ihrem Debütwerk erzählt die Graphic-Novel-Autorin Melanie Carolin Wigger die Geschichte des an Demenz leidenden Vincent. Dabei legt sie den Fokus nicht nur auf den Betroffenen selbst, sondern auch auf seinen besten Freund Robert. Er begleitet Vincent durch die verschiedenen Krankheitsphasen. sw

Melanie Carolin Wigger: Vincent. Avant-Verlag, 2026

Agenda

Spiritualität

Jazzgottesdienst «Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen»

Zum 100. Todesjahr von Rainer Maria Rilke. Lesungen: Stefan Gubser (Schauspieler). Musik: Sebastian Zebe (Sax), Christian Gutfleisch (Piano), Gianni Narduzzi (Bass). Im Anschluss Apéro.

Sa, 26. September, 19 Uhr
ref. Kirche, Wädenswil

Ökumenischer Chilbi-Gottesdienst

Pfrn. Stephanie Gysel, Pfr. Johannes Oravec, Musikgesellschaft Rheinau, Gemischter Chor Rheinau. Mit Apéro.

So, 27. September, 11 Uhr
in der alten Wagenscheune, Rheinau

Erntedank auf dem Bauernhof «Ich wollt' ich wär ein Huhn»

Musikalisch inspirierter Gottesdienst vom «Karneval der Tiere» (Camille Saint-Saëns). Mit den JuKi-Kindern, Pfrn. Barbara von Arburg, Pfr. Andreas Goerlich und Miho Donath.

So, 27. September, 10.30 Uhr
Hof Auental, Neftenbach

Ökumenische Feier zum 800. Todestag von Franziskus von Assisi

Mit Vertreter:innen verschiedener Kirchen und Gemeinschaften, unter anderem mit dem Bischof von Chur, Josef Maria Bonnemain (Guardian der Franziskaner-Gemeinschaft Zürich), Bruder Matthias (Seelsorger der Schweizer Armee), Imam Muris Begovic, Meteorologe Thomas Bucheli.

So, 4. Oktober, 10 Uhr
Grossmünster, Zürich

Im Kreuzgang können mitgebrachte Tiere einzeln gesegnet werden

Erntedank in der Blumenkirche

Gottesdienst mit Alphornklängen, umgeben von Blumen und Erntegaben, welche die Fülle des Lebens spiegeln.

So, 4. Oktober, 10 Uhr (11.30 Uhr, Suppen-Zmittag, 13.30 Uhr, Vortrag «Im Duft der Blumen das Verweilen lernen», Andreas Loos) Kloster Kappel a. A.

Naturalienspende für den Erntedank: Sa, 3.10., 17–18 Uhr, im Pfarrhauskeller, oder So, 9–9.30 Uhr, in der Kirche

Begegnung

Tanz mit der Trauer

Über die eigene Trauer zu reden ist hilfreich, aber manchmal reicht das nicht. Im Tanz erhält die Trauer Raum und Gestalt. Bewegung stärkt Körper, Geist und Seele und schenkt Kraft, Vertrauen. Tanzpädagogin Corinne Stillhard, Pfrn. Monika Hirt. Anschliessend

Kaffee oder Tee bei Gesprächen oder stillem Verweilen.

Sa, 26. September, 10 Uhr
Alte Kirche, Altstetten

Ohne Anmeldung, es sind keine Vorkenntnisse nötig

Figurentheater und Herbstmarkt

Das Figurentheater Winterthur nimmt uns mit in die Welt von Fitis, dem Waldwusel. Festwirtschaft und Herbstmarkt. Kinderprogramm mit Hüpfburg.

Sa, 3. Oktober, 11 Uhr (Kinderprogramm bis 15 Uhr)
ref. Kirche, Lufingen

Widerstand im Glauben

Was bedeutet es wirklich, Widerstand zu leisten? Ein Zeuge Jehovas, eine evangelische Theologin und ein katholischer Pfarrer haben es erfahren. Sie weigerten sich, im Zweiten Weltkrieg mit den Nazis zusammenzuarbeiten, und riskierten dabei ihr Leben.

So, 4. Oktober, 10 Uhr
SRF 1, Sternstunde Religion

Bildervortrag «Giovanni Segantini – ein ruheloser Einzelgänger»

Giovanni Segantini (1858–1899), leidenschaftlicher Naturmensch und Meister der Hochgebirgs-Landschaftsmalerei. Vortrag: Max Huber.

Do, 8. Oktober, 14 Uhr
Gemeindesaal, Brütten

«Meine Sicht. Deine Sicht. Unsere Welt.»

Begegnung schaffen. Das Zürcher Forum der Religionen (ZFR) und die VIOZ laden Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren mit unterschiedlichen religiösen, religionsfreien und kulturellen Erfahrungen ein, miteinander ins Gespräch zu kommen, neue Perspektiven kennenzulernen und sich gemeinsam mit Fragen rund um Religion, Weltanschauungen und Zusammenleben auseinanderzusetzen.

Di, 27. Oktober, 18–20 Uhr
Jenseits im Viadukt, Zürich

Kostenlos, mit Verpflegung. Anmelde-schluss: 19.10.,
assistenz@forum-der-religionen.ch,
www.forum-der-religionen.ch/veranstaltungen/

Bildung

Patientenverfügung Plus

Vorteile einer Patientenverfügung Plus im Unterschied zu einer herkömmlichen Vorlage. Vortrag: Pfr. Jürg Spielmann (zert. ACP-Berater, Palliativseelsorger).

Do, 22. Oktober, 19–20.30 Uhr
ref. KGH, Wädenswil

Anmeldung bis 19.10.: 044 783 00 52, petra.fischer@kirche-waedenswil.ch oder via Formular: www.kirche-waedenswil.ch/veranstaltung/48276

Friedensarbeit lernen

Zwei Tagungen zu den Themen «Friedensfähig statt kriegsbereit» und «Frieden schaffen – ohne Waffen?». Impulsreferate aus christlich-theologischer und feministischer Perspektive. Praxisorientierte Workshops mit Einblicken in die Friedensarbeit. Raum für Reflexion und Austausch. Abschliessendes Podium mit den Referierenden.

23./24. Oktober, 14–19 Uhr
Paulus Akademie, Pfingstweidstr. 28, Zürich

Anmeldung bis 14.10.: 043 336 70 30, info@paulusakademie.ch
www.paulusakademie.ch

Grundkurs Sterbebegleitung

Die Begegnung mit schwerkranken und sterbenden Menschen braucht Respekt, Offenheit und Einfühlungsvermögen. Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer setzen sich intensiv mit Tod, Verlust und Trauer auseinander. Leitung: Regula Hagmann, Soziokulturelle Animatorin/Gerontologin, Fachstelle Begleitung in der letzten Lebensphase, Caritas Zürich.

jeweils montags, 9–12 Uhr, 13–16 Uhr
26. Oktober bis 30. November
Paulus Akademie, Zürich

Kosten: Fr. 960.– (inkl. Kursunterlagen), 30 % Reduktion mit Kulturlegi,
www.caritas-regio.ch/agenda

Kultur

Klangräume und Rhythmuswelten

Orgel trifft Schlagzeug. Von der barocken Virtuosität Johann Sebastian Bachs über romantische und spirituelle Klangwelten bis hin zu moderner Live-Improvisation zu einem Stummfilm. Simon Wunderlin (Schlagzeug), Soyoung Lee Molitor (Organistin).

Sa, 26. September, 19 Uhr
ref. Kirche, Stäfa

Konzert für zwei Trompeten und Orgel

Keita Kitade und Basil Hubatka (Trompete), Kiyomi Higaki (Orgel).

Sa, 26. September, 17 Uhr
ref. Kirche, Dinhard

Folklorekonzert

Fröhlicher Jodelgesang mit urchiger Volksmusik aus der Innerschweiz. Jodelklub Wattwil, Solojodlerin Nuria Grütter, Kapelle Die Anderä (Schwyzerörgeli, Geige, Cello), Moderation: Monika Stettler. Anschliessend Gastwirtschaft.

So, 4. Oktober, 17 Uhr
ref. Kirche, Kilchberg
Eintritt frei, Kollekte

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 17/2026, S. 1

Ein abrupter Abgang bewegt die Gemeinde

Der Konflikt bleibt

Die Aussagen des Kirchenratsschreibers erstaunen. Er stellt die Repräsentanz der Gemeinde infrage und delegitimiert jene, die sich engagieren und zu Wort melden. Dasselbe wurde von Mitgliedern behauptet, die mir beim letzten Gottesdienst Standing Ovations gaben. Würde man diese Stimmen ernst nehmen, müsste man den Forderungen nach Rücktritten und Neuwahlen nachgehen. Stattdessen stellt Stefan Grotefeld eine unbefriedigende Zusammenarbeit mit mir als Pfarrerin in den Raum. Zahlreiche Mitarbeitende zeichneten ein anderes Bild: Sie betonten die gute Zusammenarbeit und kritisierten die Behörden. Schade, dass die Kirchenoberen diese Stimmen nicht hören wollen und mich nach 14 Jahren engagiertem Pfarramt in der Zürcher Landeskirche stattdessen «entsorgt» haben. Eine Aufarbeitung würde tiefe Einblicke in die Defizite ermöglichen. Jetzt, wo ich «entsorgt» bin, mache ich mir um die Kirchengemeinde Rüti Sorgen. Ihr Konflikt ist noch lange nicht aufgearbeitet.
Stefanie Porš, Rüti ZH

Gute Zusammenarbeit

Der abrupte Abgang von Pfarrerin Stefanie Porš in der Kirchengemeinde Rüti lässt mich sprachlos zurück. Als Präsident der ehemaligen Kirchengemeinde Zürich-Neumünster haben ich und unsere Kirchenpflege während vieler Jahre mit Stefanie Porš erfolgreich zusammengearbeitet. Sie war sehr beliebt in der Gemeinde, hat wiederholt interessante neue Formate entwickelt, war in jeder Beziehung kooperativ und setzte sich zielbewusst für die Anliegen ein, für die sie sich engagierte. Wir haben ihren Weggang sehr bedauert. Ohne all die Details zu kennen, die sich in Rüti zugetragen haben, bleibe ich mit einem grossem Unverständnis zurück. Wie ist es möglich, dass innerhalb von wenigen Jahren eine geschätzte und erfolgreiche Pfarrerin von einer Kirchengemeinde resp. von deren Kirchenpflege «geopfert» wurde? Ich erhalte den Eindruck, dass lokale kirchliche Behörden bis zur Landeskirche wenig kompetent und konstruktiv mit Konflikten umgehen. Wie kann es beispielsweise

se sein, dass der ehemalige Kirchenratsschreiber der Zürcher Landeskirche, Walter Lüssi, der Teil einer Partei ist, die erwähnte Informationsveranstaltung moderiert hat? Vollständig absurd. Die Moderation hätte eine neutrale Person übernehmen müssen. Die kirchlichen Behörden tun gut daran, wenn sie ihr Wirken reflektieren. Und vielleicht wären ein paar weitere Rücktritte angezeigt.
Ueli Schwarzmann, Zürich

Ihre Meinung interessiert uns. zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, 8001 Zürich. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 668163 Exemplare

Redaktion
AG/ZH Veronica Bonilla Gurzeler (bon), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Anouk Holthuizen (aho), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Stefan Welzel (sw)
BE Hans Herrmann (heb), Isabelle Berger (ibb), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Miriam Bossard (Gestaltung), Nicole Huber (Produktion)
Korrektur: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert.zürich

Auflage: 208 247 Exemplare (WEMF)
reformiert.zürich erscheint vierzehntäglich, im August erscheint nur eine Ausgabe.

Herausgeber: Trägerverein reformiert.zürich
Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil
Redaktionsleitung: Felix Reich
Stellvertretung: Anouk Holthuizen
Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Maya König Favre, Simone Clerc

Redaktion und Verlag
Preyergasse 13, 8001 Zürich, 044 268 50 00
redaktion.zuerich@reformiert.info
admin@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Bitte der Einwohnerkontrolle Ihrer Wohngemeinde mitteilen.

Stadt Zürich: 043 322 15 30
kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch
Stadt Winterthur: 058 717 58 00
mutationen@reformiert-winterthur.ch

Veranstaltungshinweise
agenda.zuerich@reformiert.info
Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
071 314 04 74, u.notz@kueba.ch
Nächste Ausgabe: 16. Oktober 2026

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.



Wirkt. Nachhaltig.
Drucksache
myclimate.org/01-24-625131

Porträt

Mit dem eigenen Erbe die Welt retten

Vermögen Dank einer Erbschaft ist Albin Meyer reich. In seinem Buch will er andere Vermögende davon überzeugen, ihr Geld für das Gute einzusetzen.



Millionär mit Mission: Albin Meyer möchte mithelfen, die Ungleichheit auf der Welt zu verringern. Foto: Gerry Amstutz

In der Zürcher Bahnhofstrasse sieht man das Geld: Männer tragen massgeschneiderte Anzüge und teure Uhren, dicke Autos sind unterwegs. Die Millionärsdichte ist hoch. In unmittelbarer Nähe sitzt einer dieser Millionäre auf einer Parkbank unter den Bäumen auf dem Lindenhof. Albin Meyer ist mit dem Velo gekommen, nichts an seinem Äusseren verrät seinen Reichtum. Reich geworden ist er durch eine Erbschaft. Gemäss «Global Wealth Report» der UBS gehört Meyer zum reichsten Prozent der ganzen Welt, weil er ein Vermögen von mindestens einer Million Dollar besitzt. Albin Meyers Liegenschaft in der

Zürcher Altstadt ist mehrere Millionen Franken wert. «Ich bin also definitiv reich», sagt der 56-Jährige. Einfach nur Glück Dieser Reichtum verursacht bei Albin Meyer ein gewisses Unbehagen. «Ich habe nichts dafür geleistet.» Er habe nur das Glück, in eine Familie geboren zu sein, in der besagtes Altstadt haus an die fünfte Generation vererbt wurde. Es wirft so viel Ertrag ab, dass Meyer eigentlich nicht mehr arbeiten müsste. Als der Vater zweier erwachsener Kinder das realisierte, kam zum Unbehagen eine grosse Frage hinzu: Welche Verantwortung gegenüber

der Gesellschaft hat er? Meyer entschied sich, mit einem Schweizer Tabu zu brechen und über Geld zu reden. Über sein Geld und das Vermögen von anderen Millionären. «Wie das reichste Prozent die Welt retten kann», heisst sein Buch, das kürzlich erschienen ist. Die Umverteilung der Macht Der Anspruch, die Welt zu retten, sei plakativ, räumt Meyer ein. «Aber das Buch soll neugierig machen und andere reiche Menschen animieren zu handeln.» Der Autor, der sonst Software entwickelt, hat kein Patentrezept, wie mit Geld verantwortungsvoll umzugehen sei. Er zeigt

auf, für welchen Weg er sich als Mitglied von «Tax me now» entschieden hat. Der Verein fordert höhere Steuern für Reiche. Meyer ist überzeugt, dass eine gewisse Umverteilung von Geld und Macht zu einer gerechteren Welt beiträgt. Das sei doch eine naive Idee. «Du Träumer!» Oder: «Du kannst gerne mehr Steuern zahlen, aber lass uns damit in Ruhe.» Solche Reaktionen hat Albin Meyer von anderen Millionären schon gehört. Seine Entgegnung: «Wenn in einer Gruppe alle Wein trinken, ist es schwierig, als Einziger zu verzichten.» Es sei einfacher, wenn viele verzichten. Unbezahlbarer Reichtum Albin Meyer geht es nicht darum, reiche Personen pauschal als gierig oder egoistisch abzustempeln. «Viele von ihnen spenden grosszügig, unterstützen Projekte, denken an die Allgemeinheit.» Aber sie seien sich nicht bewusst, welche Macht mit

«Es gibt gute Reiche und gute Arme. Ich glaube an das Gute im Menschen.»

ihrem Vermögen einhergehe. Reiche könnten politische Prozesse beeinflussen, wie in der Schweiz das Beispiel von Christoph Blocher zeige. «Wer reich ist, hat aber auch die Mittel, die Welt zu verbessern.» Am dringendsten sei das bei der Lösung der Klimakrise. Meyer will dazu beitragen, «dass die Ungleichheit auf der Welt nicht grösser wird, sondern kleiner». Ist er also einfach ein guter Millionär? Er lacht und antwortet: «Es gibt gute Reiche und gute Arme.» Er glaube an das Gute im Menschen. Nach seiner Erbschaft blieb Meyer mit der Familie in einer Mietwohnung, er hat kein Auto, verreist vor allem mit dem Zug. Einzig ein hochwertiges Rennvelo hat er sich geleistet. Und er kann sich erlauben, nur noch für Start-ups zu arbeiten, deren Ideen er unterstützt. Zurzeit in einem Unternehmen, das ein Programm entwickelt, mit dem Hauseigentümer energetische Sanierungen einer Liegenschaft planen können. Reich fühlt sich Meyer unabhängig vom Geld: «Ich bin gesund, liebe meine Familie, und wir leben in der Schweiz im Frieden, unsere Demokratie funktioniert.» Nichts davon könne man kaufen. Mirjam Messerli

Gretchenfrage

Reta Guetg, Filmfestival-Direktorin:
«Wichtig ist mir das kulturelle Erbe der Religion»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Guetg? Heute würde ich mich als agnostisch bezeichnen, aber ich bin nach wie vor Mitglied der reformierten Kirche. Ich bin in Bern aufgewachsen und wurde da konfirmiert. Religion ist mir vorab wegen des kulturellen Erbes wichtig. Grundsätzlich interessieren mich alle Religionen. Und dabei finde ich das Bewusstsein wichtig, was sich durch sie alles an Brauchtum etabliert hat. Ist diese Erkenntnis ein Grund für Ihr Engagement für den Film, der auch ein Kulturträger ist? Da geht es für mich noch weiter. Diese Kunstform ist ein Spiegel und zugleich eine Erweiterung des Lebens. Wir können damit alles reflektieren und gar in andere Welten reisen, wenn auch für kurze Zeit. Ausserdem entspricht es meinen Fähigkeiten als Allrounderin, dass der Film viele unterschiedliche Kunstformen verbindet und ausserdem auch noch Technik und Geschäftsinteressen eine grosse Rolle spielen. Kino steht auch für das Anrichten mit grosser Kelle, Sie arbeiten lieber im Hintergrund. Wie passt das? Ich will zum Denken anregen, zum Lachen, will bewegen, Austausch und Dialog fördern. Und weil ich das Glas grundsätzlich immer halb voll sehe und nicht halb leer, kann ich mit meiner positiven Energie und Leidenschaft all das gut aus dem Hintergrund erwirken. Sie haben auch schon männliche Dominanz im Film festgestellt. Wie wirken Sie dagegen? Zuerst einmal bin ich mir bewusst, dass ich als Kuratorin eine grosse Macht habe: Wofür ich mich einsetze, hat eine grosse Wirkung. Mit diesem Ansporn gehe ich auch daran, den Dialog zu fördern und dafür zu sorgen, dass alle zusammen an einem Tisch sitzen. Das ist enorm wichtig. Optimistisch stimmt mich mit Blick auf die Geschlechterfrage, dass die jungen Leute einen deutlich entspannteren Umgang damit zeigen. Das zu beobachten, macht Freude! Interview: Marius Schären



Reta Guetg (43) ist neu Direktorin des Zurich Film Festival, das bis Anfang Oktober dauert. Foto: zvg

Christoph Biedermann



Mutmacher

«Zugleich war ich sehr beglückt» «Ich hatte immer schon Freude an Musik und Gesang, doch ich habe seit meiner Schulzeit kaum noch gesungen. Als mich eine Kollegin kürzlich fragte, ob ich bei einem neu gegründeten Laienchor mitmachen wolle, sagte ich spontan zu. Es reizte mich, etwas Neues auszuprobieren und herauszufinden, ob mir Singen überhaupt liegt. Es kostete mich schon etwas Überwindung, an die erste Probe zu gehen. Gleich zu Beginn stellte sich heraus, dass es den meisten anderen in der Gruppe ganz ähnlich ging wie mir. Trotzdem wur-

de es schnell lustig und kreativ. In einer ersten Übung bewegten wir uns zu eigenen Tönen und Geräuschen frei durch den Raum. Später sangen wir im Kanon, dann sogar dreistimmig. Das klappte nicht auf Anhieb, doch wir blieben dran und hörten bald Fortschritte. Die Zeit verging wie im Flug. Am Ende des ersten Probeabends fühlte ich mich angenehm entspannt und bereichert, ein bisschen wie nach dem Sport. Ich spürte zwar, dass ich meine Stimme zwei Stunden lang ganz schön gefordert hatte, war aber auch sehr beglückt.» Aufgezeichnet: bon Diego Egloff, 56, Marketingberater, Mitglied eines Laienchors in Zürich reformiert.info/mutmacher